

Germ.

40 68

bibliothek
Regensburg

Germ. 4068

SBR 069026305172



23

BRIEFE
DIE
RELIQUIEN
UND
DEREN VERFASSEN
BETREFFEND.



HAMBURG UND LEIPZIG

1767.

HAGEDORN.

Ahitophel, und folcher Rätke hundert,
Sogar ein Süß wurd, eh er hieng, bewundert.

Staatliche Bibliothek
Regensburg.

G. 7966 / 464



Vorrede.

Die Absicht, in welcher die folgenden wenigen Bogen herausgegeben worden, leidet nichts dabey, wenn sie das Publicum nicht als wirklich gewechselte Briefe annimmt. Ich, der ich sie erhielt, und mein Freund, der mir sie schrieb, wir hielten für gut, sie der Welt mitzutheilen; nicht als eine witzige Satire, oder als ein Geschenk für den Geschmack, sondern als eine Warnung, wie man kürzere der Art, als Nachschriften, an den Zeitungsblättern findet.

Vorrede.

Wir konnten uns nicht auf so eine bloße Anzeige einschränken. Um den Character unsers Helden vollkommen an das Licht zu bringen, mußten wir historische Anekdoten seines Lebens, aus eigener Erfahrung bekannte Züge, und das manchmal ganz versteckte boshafte seiner Schriften, für diejenigen Leser auszeichnen, welche weder das Herz des Schriftstellers kennen, noch die wahre Triebfeder seiner Schreibfucht wissen.

Wir können den Beruf zu dieser Arbeit, weder mit der Pflicht eines öffentlichen Amtes, noch dem Befehle großer Herren vertheidigen; Vorzüge, die nur einen v. M. bestrahlen!

Doch

Vorrede.

Doch haben wir wenigstens die deutsche Freyheit mit ihm gemein, und nächst derselben das gute Zutrauen, das Publicum werde die Ausgabe dieser Briefe auf Rechnung *der blossen Liebe zum Vaterlande* schreiben.

Wir, die wir * “ die unserm
“ Vaterland bedrohende Ge-
“ fahren, die Verderbniß der
“ Grundsätze, das die Oberhand
“ gewinnende politische Chri-
“ stenthum unserer Tage, das
“ Ungeheuer des einreißenden,
“ und damit verbundenen De-
“ spotismi, und die unglücksee-
“ ligen Folgen der Religions-
“ Verachtung für jede politische
a 3 “ Ver-

* f. Antwort an den Hrn. Insp. Ortman.

Vorrede.

“Verfassung,, lange nicht für so nahe und gefährlich halten, wie sie der *deutsche Staatsmann* machet, warten unser Schickfal gedultig ab, und überlassen den Versuch einer gnädigen Abwendung seiner erfindungsreichen Feder. Wir begnügen uns einzelne Glieder dieses Vaterlandes, demselben in ihrer natürlichen Gestalt vorzustellen, und es mehr für den eingestreuten Gift ihrer Schriften, als für den darinnen angegebenen Drohungen eines gänzlichen Umsturzes zu warnen.

Auch diese Warnung würde überflüssig seyn, und boshaft scheinen, wenn der Mann, dessen
sen

fen Inneres wir aufdecken, zufrieden wäre, von schlimmen Zeiten zu predigen, und die Verfassung und Wirthschaft der deutschen Höfe anzugreifen; seine Absichten dabey könnten uns so gleichgültig seyn, als die Originale seiner Gemälde: (nützliche Beobachtungen und gute Gedanken findet man doch allemal noch bey ihm.) Wenn wir aber in den *Reliquien* unsere Mitbürger im heiligen Ton verachtet, und gelästert sehen; so halten wir für billig, sie, und das übrige Publicum mit dem Manne bekannter zu machen, der sich dazu berechtigt und verpflichtet hält.

Vorrede.

Sollte uns der Hr. v. M. wegen der Verschweigung unserer Namen zu den Lästern und gottlosen Leuten Reliqu. S. 35. zählen; so wollen wir keine Schwierigkeit machen, uns ihm und jedermann zu entdecken, wenn er sich nur vorher die geringe Mühe giebt, in seinen Schriften, besonders aber in dem Herrn und Diener, und in den Reliquien, *die mit Sternchen bezeichnete Stellen durch die wirklichen Namen zu ergänzen.* Einem so freymüthigen Patrioten, der unter dem Privilegio der Freyheit lebt, und das Herz hatte, den letzten Krieg anspinnen zu helfen, * ist so eine Menschen-

* S. Antwort an den Hrn. Insp. Ortm. Sendschr.

schenfurcht nicht zu verzeihen. Er wollte doch die Personen, und nicht das Laster beschimpfen, sonst hätte er sich der erdichteten Namen Cajus, Titius, Sempronius u. d. gl. mit eben so gutem Nutzen als anderswo bedienen können; Wir glauben aber, daß der Hr. v. M. in dem jetzigen glücklichen Zeitpunct eine so unedle Vermäntelung selbst für niederträchtig ansehen, und durch so eine kleine Ergänzung seine patriotische Tapferkeit bewähren wird, des Vergnügens nicht zu gedenken, das er dadurch erobert, seine Schilderer kennen zu lernen.

Vorrede.

Wir, die wir niemals mehr von der deutschen Freyheit zu denken und zu reden überzeugt waren, als eben itzo, haben uns bemühet, alles Mystische zu vermeiden, und jedes bey seinem rechten Namen zu nennen. Wird unser Stil nicht zum Muster eines Briefstils anzupreissen seyn, so wird er doch der *Undeutlichkeit* nicht beschuldigt werden können.



Er-



Erster Brief.

 Sie fragen mich, werthester Freund!
 wie es möglich seyn kann, daß der
Verfasser der Reliquien, der, wie sie sagen, in
seinen andern Schriften ein edles und
christliches Herz verräth, auf einmal so
viel Proben eines verkehrten Sinnes an
Tag giebt, da er in seinen *Reliquien Könige*
lästert, auf grosse Geister, die unendlich über ihm
sind, schimpfet, und andere ehrliche Leute ver-
läumdet? Erlauben Sie, daß ich Ihnen al-
les sage, was ich von diesem Manne weiß,
und stellen Sie Ihre Verwunderung ein!

Die Welt verehrt in ihm einen frucht-
baren Schriftsteller, er siehet nicht gerne
einen Meßcatalogum, in dem er seinen
Namen vermißt. Wann er auch heut
noch sterben sollte, so würde man doch
mit Gellerten sagen können:

Und das Verzeichnis seiner Bücher,
Die kleinen Schriften mitgezählt,
Nahm an dem Lebenslauf allein
Drey Bogen und drey Seiten ein.

Er

Er ist der würdige Herr Sohn eines würdigen Herrn Vaters, der in seinem Leben auch was rechtes geschmieret hat. Der Canzler Ludwig gab es ihm schon vor vielen Jahren ziemlich offenherzig zu verstehen. Der ältere M - - - wollte ihm in Gesellschaft seines damalen noch hoffnungsvollen Söhnleins in Halle seine Aufwartung machen. Wie sie in seine Studierstube eintratten, so rief ihm der Greis aus seinem Podagra-Sessel entgegen: „Ist er der große Bücherschreiber? es ist wahr, es ist manches Gute in seinen Schriften aber auch sehr viel schlechtes Zeug;“ und doch lagen damals noch alle die schönen Säckelgen von der Geistlichen Fama, bis auf die Geistlichen Lieder, die er in der Löwengrube gefungen hat, in dem Chaos seines Gehirns.

Der Mann treibt das Bücherschreiben wie ein Handwerk. Man sieht an der Arbeit, was bestellt, — oder was auf den Kauf gemacht. Er hat viel gute Sachen geschrieben, noch mehrere abgeschrieben, und immer Vorrath an Waaren. Ich kenne Buchhändler, denen er sein Waaren-

renlager zeigte, und auf gut kaufmännisch anboth: Wollen sie etwas vom Reichsarchiv, oder belieben sie Staatsrecht? Kann ich mit theologischen Piecen aufwarten? Wählen sie sich, was sie wollen, der Preis ist leidlich. Konnte bey einem so guten Muster ein lehrbegieriger Sohn aus der Art schlagen? nein, er macht seiner gedruckten Ahnentafel Ehre; er fieng schon als Knabe an, seine Autorgaben der Welt zu entdecken:

Er glich dem edlen Gartenklee,
Der zeitig aufwärts steigt;
Und nicht der trägen Aloe,
Die späte Früchte zeigt.

Ich übergehe seine Schriften, die das deutsche Recht angehen. Sie können brauchbar, sie können gut seyn. Ich habe sie nicht gelesen. Ich kann sie nicht beurtheilen. Ich will den Zeitpunct wählen, da unser Schriftsteller das Publicum aufmerksam auf sich machte, da sein Genie in vollem Glanz hervorbrach, da er sich in Werken des Geschmacks, und als ein Verbesserer der verdorbenen Sitten der großen Welt zeigen wollte. Das war bey der Herausgabe des *Herrn und Dieners*. Sie wissen, mit welchem Bey-

fal-

falle das Werkchen aufgenommen wurde. War es uns zu verdenken, daß wir glaubten, es wäre aus bloßem patriotischen Eifer geschrieben? Da wir so ehrlich waren, kein patriotisches Titelblatt für baares Geld anzunehmen, und seine Verbindungen gegen die Höfe, die er so lieblos durchzieht, nicht wußten. Wir sehen wohl ein, daß durch fromme Seufzer weder Prinzen bekehrt, noch Staatsverfassungen verändert werden. Wir hielten aber das Büchlein um seines feinen Anstrichs willen für kein Pasquill. Der kühne Vortrag einiger Wahrheiten, die man sonst in deutlichen Büchern nur hier und da eingestreut findet, gefiel uns in einem Zusammenhange, ohne daß wir uns bey denen Stellen aufhielten, die lebendige Character schildern sollen. Manchen gefielen auch seine Anekdoten an den Stellen, wo sie angebracht sind. Wer weiß, wie lange er in seinem Gedächtniskasten daran gesammelt hat? Diesem Kasten hat das Publicum alles zu danken, was aus denen schöpferischen Händen der beyden *M.* kommt. Er enthält die eigentlichen *πραϊστο χειρὲς γυναικα* der Autorschaft, und

und ist der *Altar*, auf dem sie sich die *Ewigkeit* eropfern wollen. Welcher heilige Schauer muß durch ihre Glieder dringen, wenn sie sich dem geweyhten *Holze* nähern, aus dem sie der Welt so manche *Reliquie* mittheilen können? Es ist ihre *Handwerkslade*. Vater und Sohn, beyde Kunstverwandten, werden, wenn sie darvor stehen, vermuthlich nicht anders, als wie es ehrbaren Meistern zukommt, nemlich mit entblößtem Haupte, und mit *Gunst vor der Lade* reden. Ich will Ihnen einen kurzen Begriff von diesem *Wunderkasten* geben, der Ihnen das Geheimniss entdecken wird, wie mancher dicke Band in der Welt zusammen kommt. Der Kasten des jüngern Herrn, vor dem ich selbst einmal meine Knie gebeugt habe, ist mit vielen Fächern und jedes Fach mit einer Rubrique versehen, alle Einfälle und Anekdoten, die der Sammler liest, hört oder selbst ausheckt, müssen, wenn sie in Kram taugen, auf kleine Zettelgen in ihr Fach wandern, und werden, wenn sie einen Band ausmachen, wieder zusammengefücht, um des Zusammenhangs willen hier und da noch mit Zusätzen ver-

vermehret, und in die Druckerey geschickt, da inzwischen der Herr Autor einen kurzen sinnreichen Titel, eine Vignette und einen Machtspruch an das Ende der Vorrede ersinnet.

Ein Autor hat öfters der Zeit und den Umständen, worinnen er schreibt, seinen Ruhm zu danken. Was brachte dem *Herrn und Diener* beym ersten Anblick so viel Beyfall zuwege? Gewiss, sein innerlicher Werth nicht. Der *Philolog* in seinen *Creutz-zügen* hat ihn nach seiner wahren Beschaffenheit geschätzt, ohne den Verfasser nach seinem moralischen Character zu kennen. Er thut sich zwar was zu Gute darauf, daß ihn sein Recensent nicht kennt, und erkühnet sich so gar, sich mit eines *Popens* Waffen zu vertheidigen. Seine Verantwortung aber ist gegen die Critick des Unbekannten so leicht, und soll in sokratischer Laune fromm seyn. Sie ist voll Heucheley und Stolz, und setzt ein Bewußtseyn seiner Schwäche zum Voraus. Er verlangt Rücksicht in Betracht seiner Kreisgeschäften. Keine Rücksicht wäre unbilliger. Wer hat ihn geheissen, über seinen Kreisleisten zu schreiten.

ten? Er konnte mit aller Zufriedenheit des Publicums seine Römermonate berechnen, und am Condirectorio evangelico schmieden. Es zwang ihn kein Kreis- schluß zum Bücherschreiben. Wollte er etwas schreiben, das über seinen Beruf gieng; so mußte es in aller Art gut seyn. Das Publicum ist so streng, als der *Hr. v. M.* in seinen Reliquien. Es will von keiner Nachsicht wissen, und erkennet seinen Fehler bald, wenn es aus Uebereilung einem Vorurtheile nachgegeben hat.

— Combien d'écrivains d'abord si bien reçus
Sont de ce fol espoir honteusement déçus. *Boileau.*

Die wahre Ursache, aus welcher *der Herr und Diener* geschrieben, und der Welt mitgetheilet worden ist, wird uns aber vielleicht noch ein Räthsel bleiben, das wir auflösen können, * wann wir sie in einem allerhöchsten oder höchsten Befehl suchen. Vielleicht sind auch die Freunde des *Hrn. v. M.* mit ihrem Anhalten so dringend gewesen, daß er nicht länger widerstehen konnte. Er mußte zeigen, daß

* S. Anmerk. über die Anmerk. eines Ungenannten vom deutschen National-Geist, S. 22.

daß er auch gedacht hätte, * er müßte ein Werk, von welchem die ersten Züge auf Befehl eines Herrn, der den Voratz einer löblichen Regierung gehabt, entworfen waren, acht Jahre darnach, dem Publico schenken. Ich habe gegründete Muthmassungen, daß dieser Herr entweder der Bruder Johonnes Wattewille, oder ein anderer Herrnhutischer Regent gewesen seyn muß; denn zu der damaligen Zeit machte sich kein anderer regierender Herr mit dem *v. M.* was zu thun. In dem der ALLERGRÖSSTE Fr. der 2^{te} das *H. . . . C. . . .* Regiment noch nicht führte, also das schalkhafte Herz, und die doppelte Zunge des *Hrn. v. M.* zu gewissen Geschäften, und gar außerordentlichen Besendungen nicht nöthig hatte.

Der größte Theil des Publicums hat seine Meinung von dem Herrn und Diener geändert. Derr Herr Verfasser hat es mit einem beträchtlichen Theil seiner darin enthaltenen Meinungen auch so gemacht. Er untersteht sich nunmehr, den König zu lästern, von dem er damals in
so

* S. Vorrede der Beherzigungen.

so ehrerbietigen Ausdrücken sprach. Diese Veränderung gereicht zwar dem Monarchen zu größerm Ruhm, als sein erstes Lob; allein für die Ehre des v. M. ist der Abfall ein wenig zu groß, wann er den König, der vor 7 oder 8 Jahren den Raum von Colossen * brauchte, er mochte stehen oder fallen, wann er ihn jetzo, da wir das Exempel erleben, das er in seiner eigenen Gunst gefallen ist, in einem heuchlerischen Reliquienkasten Platz genug finden läßt. Der undankbare Herr muß das Staatsmännchen beleidigt haben. Sollte er ihm etwa die Abschriften der Kreisprotocolle nicht mehr bezahlen lassen, wie er es im Kriege durch seinen Diener Freytag that? Vielleicht liebt der König nur den Verrath, in so fern er dem Ganzen nützlich ist, und verabscheut den Verräther? Der Krieg ist vorbey, und das Departement der Kundschafter ist aufgehoben. In Friedenszeiten kann man auch seines Herzens wahre Meinung viel deutlicher zu erkennen geben, als im Kriege, wo auch Frank-

b 2

furt

* S. Herrn und Diener.

furt vor denen Herren keine Stunde sicher war, die Ohrfeigen und Stockschillinge gegen Quittungen auszahlen lassen.

In dieser Gegend, wo man den *Hrn. v. M.* kennt, machte der Herr und Diener so großes Aufsehn, als in entfernten Provinzen, wo die freyen Ausdrücke seinen Werth ausmachten. Man erstaunte da über die Kühnheit eines Privatmanns. Man wußte, daß sein Vater auf der Vestung Hohentwiel gefangen saß. Man hatte Mitleiden mit ihm, ohne zu wissen, ob er es verdiente. Da der Würtembergische Hof in dem Buche herumgenommen seyn soll; so wurde die Kühnheit des Verfassers bewundert; noch mehr, da er auch Höfe angreift, von denen man glauben muß, daß er mitten unter ihnen wohnt. In Sachsen und Brandenburg &c. &c. wo man sich die kleinen Reichsfürsten nicht so, wie den Homburger Hof vorstellt, sondern sie oft nach der Größe der Landesherren abmisset, war so eine Dreistigkeit etwas unerhörtes. Wen sollte man aber heut zu Tage nicht unbestraft schimpfen können, wenn man sich anstatt der

Namen kleiner Sternchen bedient. Wer wird sich melden, und selbst sagen: Ich bin der Mann, der hier gemeinet ist?

Ich schliesse diesen Brief, liebster Freund, da ich im voraus sehe, daß ich Ihnen zur Beantwortung ihrer Fragen noch verschiedene schreiben muß.

Ich bin &c. &c.

Zweiter Brief.

Ich muß Sie mit der Geschichte dieses fruchtbaren Gnadenkindes bekannter machen. Er war zuerst bey einem derer Herren Grafen von Reufs Schreiber, oder wie man es an einigen Orten nennt, Canzlist; mit einem Worte, er gehörete unter die Gattung von Leuten, die er selbst im Herrn und Diener mit dem ungezogenen Namen der Canzleyesel beleet. In diesem Amte machte er Auffätze, und verrichtete Geschäfte nach seinem Gutfinden, ohne den Befehl seines Herrn dabey zu beobachten. Dies zoge ihm einige Verweise, und wie diese nichts verfiengen, einige nachdrücklichere Errinne-

rungen mit Händen und Füßen zu, mit denen er entlassen wurde. Hierauf kam er nach Homburg. Kurz, ehe er der Welt den *Herrn und Diener* schenkte, war er Sekretär bey der Regierung zu Homburg, wo sein Vater unter dem Titel eines geheimen Raths Dienste that. Der damalige Landgraf, der Vater des jetztregierenden, ein Fürst, der der rechtschaffenste Mann von der Welt war, wollte gern sich, und seine wenige Unterthanen wahrhaftig glücklich machen. Er hatte, wider die Gewohnheit grosser Herren, aus bloßer Liebe eine Prinzessinn aus dem Hause Solms-Braunfels geheyrathet, und trachtete dahin, sich außer Schulden zu setzen, und seine Einkünfte austräglich zu machen.

Der alte *Filseck* wurde ihm als ein Mann angepriesen, der zu einem so wichtigen Werke die besten Vorschläge thun, und sie in Ausübung bringen könnte. Der Herr Landgraf nahm ihn in seine Dienste. Der fromme Mann, der allemal seine Frömmigkeit mit einer gewissen Klugheit verband, machte den christlichen Plan, dem

dem Herrn Landgraf für sich und seinen Hofstaat in allem jährlich 3000 Gulden auszuwerfen; er selbst aber war mit der proportionirlichen Hälfte dieser mässigen Summe für seine Person wohl zufrieden. Sein Eifer für die genaue Wirthschaft gieng so weit, daß er öfters Abends die überflüssig brennende Wachlichter bey Hofe auslöschte.

Sein Sohn, der Herr Sekretarius, machte damals eine sehr demüthige Figur. Ich lasse ihm Gerechtigkeit widerfahren. Er war ein artiger Mensch, der sich in jedermann zu schicken wufte. In Gesellschaft Höherer druckten seine Gesichtszüge ein ehrfurchtsvolles unschuldiges Wesen aus, das Wohlwollen und Mitleiden einflößen mußte. Wann er redete, so wurde sein Rücken bey jedem Komma krumm, ja, wann man ihm nicht zuvor kam, so lag er beym Punct gar auf der Erde. Bey seines Gleichen und Geringern schien er aufrichtig und gesellschaftlich. Er wollte das seyn, was man im französischen durch *bon Enfant* ausdrückt. In frommen Versammlungen bey

den *Inspirirten* oder *Herrnbutern* versagten ihm seine Augenlieder den Dienst, seine Arme hiengen in Parallellinien, und schienen ohne Mark und Kraft zu seyn, so gar, daß sie nicht einmal die einzelnen Thränen abwischen konnten, die von den Wangen rollten. Manchesmal kündigte ein Seufzer an, daß er reden wollte, und denn gab er mit halben Worten zu verstehen: *Er habe das Lämlein betrübt*. Er hatte schon damals seine Gesichtszüge in seiner Gewalt, nur nicht mit solcher Gewissheit, wie anjetzo; die fromme Miene aber war ihm allemal am natürlichsten. Ich habe mich bemüht, den Lehrmeister, dem er diese Kunst zu danken hat, auszukundschaften; ich kann aber vor seinen Homburgischen Diensten nichts recht zuverlässiges von ihm erfahren. Ich glaube, es ist lauter Natur.

Bey aller scheinbaren Demuth des damaligen Sekretär M - - will ich doch alles verwetten, daß es ihm schon zehn Jahre vorher geahndet hat, daß er ein großer Mann werden würde. Es lag gar nicht an ihm, daß er es noch nicht war.

war. Seine Frömmigkeit erlaubte ihm, seine Verdienste einzusehen; er sann auf Mittel, sie bekannt zu machen; er wollte zu Ehrenstellen kriechen, um sich, wie Sixtus der Fünfte, aufrichten zu können, den ich, weil mir gleich kein ander Beyspiel einfällt, aus Noth mit dem frommen Bruder M - - vergleichen muß. Er schrieb Bücher; allein er sah das betrübte Exempel des fruchtbarsten Schriftstellers unserer Zeiten, seines Herrn Vaters, der durch sein Bücherschreiben wenig Ehre, und bey der theuersten Verhandlung mittelmässige Summen erworben hatte. Er wird dem verdorbenen Geschmack Deutschlands damalen schon manchen patriotischen Wunsch geschenkt haben. Denn ob er sich gleich schon durch verschiedene Schriften um dasselbe verdient gemacht hatte; so wurde doch weder seine *Staats - Grammatick* in den Schulen des Staats eingeführt, noch seine Person nach Verdienst aus dem Canzley-Staub erhoben. Er fieng an, einzusehen, daß ohne Geld kein Verdienst sey. Keine Erbschaft war zu erschleichen, er suchte

und fand eine alte Wittwe, mit deren Geld er sich helfen konnte.

Ich schreibe keinen Roman, sonst hätte ich hier eine gute Gelegenheit, einen falsch verliebten *Tartüffe* zu schildern. Ich könnte die Heucheleyen beyder M. anführen, womit sie diese rechtschaffene Frau übertäubten; ich könnte die zärtlichen Gedichte einschalten, die damals verfertigt wurden: allein die Hochachtung, die ich gegen die würdige Frau von M. habe, verbietet mir es. Sie verdient um so mehr Mitleiden, da sie ihre Noth niemand klagen kann.

Die Bemühungen Vater und Sohns brachten es bey dieser Frau dahin, dass sie in ihrer Verblendung ihre Hand an den gab, dessen Mutter sie hätte seyn können. Die gute Frau wusste nichts von den ehrgeitzigen Absichten ihres neuen Herrn. Da sie der völlige Mangel des Gehörs lange vorher schon zu allem Umgange unfähig gemacht hatte; so freute sie sich auf das stille und eingezogene Leben, das sie mit ihrem frommen Gatten nunmehr führen würde. Die Früchte

te

te der Erziehung ihres einzigen *Hrn.* Sohns und ihr *gekränktes Herz*, können das ihr durch diese *Heyrath* zugeflossene Unglück noch täglich beweisen. Seiner Seits war diese Verbindung die erste Stufe zu seinem Glück. Er bekam dadurch auf alle Fälle, in Betracht ihres Vermögens, einen Rückenhalt; *der alte Adel* wurde hervorgefucht, und *der demüthige Bruder M - -*, der sich bey so vielen Versammlungen seiner herrnhutischer Brüder für der *Geringsten* einen erkannte, der so viel Abscheu vor aller weltlichen Ehre bezeugt hatte, wurde der *Hr. v. M.*

Er wollte erst nur in Frankfurt practiciren; allein der Proceß, den Homburg gegen Darmstadt führte, gab seinem Glücke den völligen Schwung. Er wurde in dieser Sache von Homburg gegen Darmstadt gebraucht, und bekam den Hofraths-Titel, nebst einem artigen Gehalt; er machte sich die Urkunden und Nachrichten, die damals unter seine Hände kamen, wohl zu Nutze, und da er sich den Darmstädtischen Commissarien in dieser Sache durch bekannte Umstände fürchterlich gemacht hatte; so mußten ihm die-

diese selbst in ihres Herrn Dienste helfen. Er hielt in Homburg um seinen Abschied an, da er wirklich schon *auf Darmstädtische Seite getreten war*; und da man dieses wufste; so hat er ihn auch *noch nicht erhalten*.

Ich würde viel zu thun haben, wenn ich alle die Kunstgriffe erzählen wollte, durch die er ferner die Kreisgesandtschafts-Posten verschiedener Stände erschlich, und sich so weiter erhob. Genug! es glückte ihm: Und nun fieng er an, seinen zwei Hauptleidenschaften, dem Ehr- und Geldgeitz, den rechten Weyhrauch zu streuen. Er spannte seine Sayten höher, und liefs viele Veränderungen blicken. Seine Schriften liefs er sich von seinen Verlegern nicht mehr mit Gelde bezahlen, sondern er nahm Bücher pro honorario, und entsagte dem öffentlichen Bekenntnisse zu der herrnhuthischen Gemeinde. Er sah, daß ein Herrnhuther zwar die geistliche, aber selten eine politische Grösse erreichen könne. Doch behielt er den frommen Ton, der ihm noch jetzt anhängt, immer noch bey, und zwar aus guten Gründen. Er er-
kann-

kannte, daß ihm seine Erziehung die Vorthelle versagt hätte, die einen großen Mann kleiden. Sein jetziger Posten brachte ihn in Gesellschaft solcher Leute, in deren Vorzimmern er aufzupassen gewohnt war. Er wußte, daß er dasjenige nicht erreichen konnte, was nur eine gute Erziehung, oder das zuverlässige Bewußtseyn *eines wahren Verdiensts* zuwege bringen kann. Die *mauvaise honte*, die ihn bis zum Minister verfolgt hat, war nicht zu überwinden. Nur aufrichtige Leute können sich darüber hinaus setzen, wenn sie ihre Gebuhr nicht darüber erhoben hat; sie mußte also einen Deckmantel haben, und das war die fromme Scheinheiligkeit. Man sollte glauben, *der liebe Mann wisse schon zu leben; er wolle sich aber den Kindern dieser Welt nicht gleich stellen.* Kinder des Lichts halten die eiteln Ceremonien dieser Welt für nichts, und achten keine andere Grösse als ihre eigene. Auch zur Vertheidigung seiner Schriften konnte und mußte er die Frömmigkeit gebrauchen, denn wenn er mit seinem ironischen Spott nichts ausrichten kann, und seine Fehler bewiesen find; so erkennt er sie öffentlich, doch mit dem

dem Vorbehalt: daß die Fehler der Frommen mehr werth sind, als die Tugenden der Weltmenschen; mithin behält er allemal recht.

Fern aber sicher, ist die schöne Unterschrift unter das sinnreiche Titelpupfer des *Herrn und Dieners*. Noch ist es zum Glück keinem Fürsten eingefallen, den Herrn Erfinder in seiner Entfernung und Sicherheit zu stören. Er ist zwar Hessen-Casselischer Minister und Geheimer Rath; er hat aber, außer seinen Bedienten, niemanden etwas zu befehlen, und man weiß doch zuverlässig, daß alle Widerstreitung, die er in seinen Büchern äußert, eben so viel Gründe seyn sollten, einen Herrn zu bewegen, ihn zum Minister und Chef aller Collegien zu machen. So eine Stelle wäre seinem Ehrgeitz ein Leckerbissen. Wie fertig kann er uns die Nothwendigkeit eines solchen Mannes in dem *Herrn und Diener* schildern? Nichts glaubte der Schöpfer des *Herrn und Dieners* gewisser, als daß der König in ihm einen großen Geist aus diesem Buche erkenne, und eben so freundlich mit den wichtigsten Anerbiethungen nach Berlin be-

berufen würde, als ihn die Altorfische deutsche Gesellschaft zu ihrem Ehren-Mitgliede aufgenommen hatte. Der Held, dem M. als ein brauchbarer Mann zu Entdeckung ein und andrer Absichten bekannt seyn konnte, war viel zu weise, und zu groß, um mehrere Fähigkeit aus seinem Buche zu sehen; so wie er den Werth seiner Rapsodie gleich einfah, so wußte er auch, daß der Verfasser weder Verstand noch Herz genug hatte, seine geborgten Maximen auszuüben. Das Lob, das er dem Herrn von Waitz gab, wurde besser bezahlt. Ich wünsche, daß es diesen würdigen Minister nie gereuen möge. An den König waren die prächtigsten Ausdrücke umsonst verschwendet. Wie hat er sich gerächt? Wie wird er sich noch rächen? Sein Enthusiasmus für Preussen hat ihn verlassen. Er ist zu einer andern Parthie übergegangen. Man mache ihn bald zum Minister und Chef aller Kollegien, sonst läßt er sich noch, wie Bonneval, beschneiden, und schreibt: *Was ist gut türkisch und nicht gut türkisch?*

Ich bin etc.

Drit.

Staatliche Bibliothek
Regensburg

Dritter Brief.

Man findet viele Leute in der Welt, denen ihr ganzer Character ins Gesicht gemacht ist. Wir finden andere, die Herren über ihre Züge sind, und doch dem scharfen Auge eines Kenners nicht entweichen können; noch andere haben zwar das Gesicht in ihrer Gewalt, sie verrathen sich aber durch gewisse Bewegungen, durch ein allzu freyes oder affectirtes Wesen. So viel nun diese Beobachtungen eingeschränkt werden müssen, da wir von Sokrates und andern wissen, wie oft Erziehung, Belesenheit und Philosophie manches Gesicht zum Lügner macht; so gern sehe ich doch, wenn sich Schriftsteller die Ehre erweisen, ihr Bildnis vor das Titelblatt zu setzen, wenn es anders wohl getroffen ist. Wie gern lese ich gute Schriften, wenn ich aus der redlichen Miene des Verfassers muthmaassen kann, daß er aus aufrichtigen Herzen, aus Ueberzeugung geschrieben hat. Ich wende bey manchem guten Gedanken um, und sehe, ob ich ihm dem Verfasser nicht aus den Augen lesen kann. Man kann aus der Gesichtsbil-

bildung und dem Aeuffern manchesmal richtig auf das Innere schliessen: daherobin ich auch mit den moralischen Malern sehr zufrieden, die mit der äusserlichen Gestalt den Anfang machen. Oft kann ich auf dem ersten Blat mit dem Martial ausrufen:

Crine ruber, niger ore, brevis pede, lumine laesus
Rem magnam praestas, Zoile, si bonus es.

Nach dieser Ausschweifung, bester Freund, werden Sie mir erlauben, Ihnen den Mann, der mit seiner Feder so grosse Dinge gethan hat, ein wenig nach seinem Aeusserlichen zu schildern. Nach der in Kupfer gestochenen Nachricht, die man vor seinen gesammelten *moralischen und politischen Schriften* findet, ist er den 18 Dec. 1766. 43 Jahr alt worden, und würde auf dem bemerkten Kupferstiche wohl getroffen seyn, wenn der Kupferstecher den Kopf, der auf dem Ziesenischen Original über einem Schlafrocke steht, hier nicht auf einen schwarzen Sammtrock hätte setzen müssen, wobey die Proportion ein wenig gelitten hat. Es scheint, der Herr v. M. hat, da er sich in Kupferstechen liess, des Herrn *Antons Pansa von Mancha Abhandlung von Sprüchwörtern* vor Augen

gen gehabt. Der *blaue Schlafrock* hätte freylich nicht so viel Gewalt über seine Leser gehabt, als *das schwarze Sammtkleid*; allein er ist doch auch von *Damast*. Man hätte sich ja allenfalls unter dem Bilde schriftlich entschuldigen können, daß man die Aufwartung im Schlafrock macht. Ausflüchte von einer Ueberraschung und dergleichen, wären mit eben so gutem Grunde, als es oft im Hause von dem lebendigen Original geschieht, anzubringen gewesen.

Das Gesicht ist so ziemlich getroffen, nur etwas zu schmal; die Nase hat in der Mitte eine *kleine Krümme*, ob sie es der Natur oder einem Zufalle zu danken hat, weiß ihr Besitzer am besten; außerdem sind seine Gesichtszüge ziemlich regelmäßig; er ist klein, doch gut genug gewachsen: Allein, welcher *Hochart* müßte es seyn, der in seinen Mienen alle Tugenden schildern wollte, so, wie sie *unser Held* nach Zeit und Umständen darinnen leuchten lassen kann. Merken Sie sich, daß er im Hause immer murrig ausieht, weil ihm das beständige *Reisen auf seine Frau, Bediente und Handwerksleute* selten eine ruhige Mie-

Miene annehmen läßt, so bald aber ein Fremder vor ihn kommt, so verändern sich seine Züge nach dem Mann, den er vor sich hat. Ist es ein Unbekannter, so wird er lächelnd mit niedergeschlagenen Augen empfangen. Wehe aber dem Bedienten, der etwa jemand einläßt, vor dem der Herr nicht zu Hause seyn wollte. Hier kann man seine Kunst recht gewahr werden. Es ist unglaublich, wie fertig seine Muskeln sind, auch von dem äußersten Grade des Misvergnügens auf den höchsten Grad des Gegentheils überspringen; denn kaum ist ein Besuch eingetreten, so wird er mit offenen Armen und allen Zeichen der Entzückung empfangen. Die heiligen Mienen, die nur bey frommen Seelen angenommen werden, kann kein Pinsel ausdrücken. Kurz, er ist vollkommen Meister seiner Gesichtszüge; nur in einer Gesellschaft, die in ein oder dem andern Betracht über ihn erhaben ist, besonders auch bey Frauenzimmer, ist er embarrassirt, da weiß er sich nicht zu helfen, und kann selten ohne Schamröthe antworten. Sie wissen, woher dies kommt, und woher man glauben soll, daß es komme.

Glauben Sie ja nicht etwa, mein Freund, wenn Sie dies gelesen haben, und das Folgende lesen werden, daß ich aus Neid oder Groll schreibe. Nein, ich versichere Sie, der Mann hat mir nichts gethan, was er nicht auch der ganzen Welt gethan hat. Ich rede blos die Wahrheit. Sollte ich hier und da fatyrisch werden, so geschieht es mehr *aus Haß gegen das Laster der Heucheley*, als gegen die Person. Ich kenne keinen Menschen, der mehr wider die Grundsätze handelt, die er andern anpreist. Es würde einen grossen Folianten ausmachen, wenn ich alle die Stellen anführen wollte, wo er wider den *Ehr- und Geldgeiz* predigt, und die *Menschenliebe und Aufrichtigkeit* nach der *Natur und Gnade* erhebt. Ich müßte beynahe seine ganze Werke abschreiben, und doch kann man gar leicht erfahren, wie herrschend jene zwey Laster, und wie wenig diese zwey Tugenden bey ihm anzutreffen sind. Man frage seine Mitbürger in Frankfurt, wenige seines Gelichters ausgenommen. Man frage einen jeden ehrlichen Mann, der den Hrn. v. M. kennt. Ich bin eines Zeugnisses versichert, das mich nicht zum Lügner macht.

Frei-

Freilich hat er allemal die Entschuldigung bey der Hand, die er auch in den *Reliquien* S. 43. anbringt; er sagt nemlich: *Leute, die keine geistlichen Sinne hätten, könnten über seine Handlungen nicht urtheilen*: Allein solcher Ausflüchten ist man nur von hochmüthigen geistlichen Phantasten gewohnt, die so boshaft sind, sich, wann sie nicht weiter kommen können, damit zu trösten, daß die *Weltkinder* ihre geistlichen Vorzüge nicht einsehen könnten; Vorzüge, die diesen Kindern des Lichts alle Uebelthaten bedecken müssen. Stolz auf diese, treten sie auf, und fagen: Ich danke dir, daß ich nicht bin, wie andere Leute, Räuber, Ehebrecher etc. oder auch wie dieser *Kunstrichter*.

Wir wollen setzen, er könnte glauben, er wäre der einzige wahre Christ, so wird er uns Erdenwürmern doch die Einsicht nicht absprecken können, daß wir wissen, wie ein Christ seyn soll. Er wird uns doch so viel Belesenheit zutrauen, daß wir wissen, daß wir sie an ihren Früchten erkennen sollen. Liebe Gott und deinen Nächsten, ist der Innbegriff der ganzen christlichen Religion, und keine

Liebe kann ohne die andere bestehen. Das Gleichniß vom barmherzigen Samariter lehrt uns auch, wer unser Nächster sey. Nun wollte ich wünschen, der Herr v. M. könnte in Frankfurt zehen arme Menschen auftreten lassen, die sich rühmen könnten, aus bloßer christlicher Liebe von ihm *seit sechs Jahren*, ein jeder nur zwey Thaler aus seiner Casse erhalten zu haben. Ich will der *niederträchtigste Lügner* seyn, wann er diese Anzahl aufreiben kann; und doch kann der Mann in den Reliquien S. 154. gleichsam als aus eigener Erfahrung ausrufen: O! welch eine himmlische Lust ist wohl thun zu können.

Man braucht ihn nicht persönlich zu kennen, um seinen *Ehrgeitz* inne zu werden. Aus seinen Schriften, aus seinem *Autortone* kann man ihn lesen. Ein Kluger sieht ihn aus der *grossen Verachtung* gegen dieses Laster desto heller hervorblicken, die ganze fromme Laune, die in seinen Schriften herrscht, ist weiter nichts, als Ehrgeitz, und zugleich sein Schild gegen alle, die seine Fehler einsehen. Er weiß die Religion so gut einzuflechten, daß

dafs man glauben foll, man griffe sie an, wenn man seine Schoosfünden antastet. Mit solchen Waffen sieht er mit der grössten Verachtung von seinen Jubelhöhen auf uns Kinder der Menschen herab.

Man gehe seinen Lebenslauf und seine Schriften nach ihren Geburtsalter durch, und sehe, wie er diesem Abgotte opfert. Aendert sich nicht der Inhalt seiner Lobsprüche und Lästerungen, nach den Veränderungen seiner Dienste, und den Ausichten, die sein *Ehr-* und *Geldgeiz* hatte? So oft ihm seine Absichten fehl schlugen, so lästert er den, den er vorher erhob. Er will ein *Genie*, ein *Esprit creatureur* seyn; um sich unsterblich zu machen, muss man für den Geschmack arbeiten. Er schrieb, *den Hof in Fabeln*, *Christen in der Freundschaft*, *Gedichte*, *geistliche Gedichte*, *Gesänge in der Löwengrube*, u. a. m. Verständige Kunstrichter peitschten ihn vom Parnas; er musste sich also auf eine Seite wenden, wo sein *Licht leuchtet*. Sein Stil war allemal dem österreichischen Geschmack angemessen, nun musste es noch die Materie werden. Es war nöthig, dafs er sich einen Weg bahnte. Er

hatte sich schon an der *römischen Königs-
krönung* in Frankfurt bekannt machen las-
sen. Man weisagete ihm schon eine
Reichshofraths-Stelle; man sagte so gar, er
habe sie ausgeschlagen; er selbst aber
wusste es auf *eine feine Art* von sich abzu-
lehnen, wann er gefragt wurde; *eine
feine Art*, welche die Kunst zum Grunde
legt, *eine Lüge*, wie Herr Fielding sagt, blos
mit dem Herzen vorzubringen, ohne *die
Zunge der Unwahrheit* schuldig zu machen.
Ehe er nach *Wien* gieng, wurde also der
National-Geist der Deutschen ausgeheckt: denn
er wollte nicht allein diesen grossen Hof,
der ihm ungnädig war, gänzlich versöh-
nen, sondern demselben auch einen Be-
weis seiner politischen Bekehrung und
tiefften Ergebenheit vor Augen legen.
Er hatte die demüthigende Begebenheit
noch nicht vergessen, die ihm mit dem
Minister dieses Hofes, der ihn so oft mit
einem hässlichen Beynamen beleget hat-
te, in dem Churfürstlich - Trierischen
Vorzimmer begegnet war. Der Minister
sahe ihn da, und ganz erstaunt über seine
Erscheinung an einem Orte, der nicht für
ihn bestimmt war, erkundigte er sich,
wer diesen Mann dahin gebracht hätte,
und

und was er da zu thun habe? Zum Glücke für ihn, befand sich sein ehemaliger Staatschüler, der französische Herr Kriegscommissarius und zufällige Minister v. Kempfer, den er auf seiner Reise an den Niederrhein begleitete, bey ihm. Denn Sie müssen wissen, mein Herr, daß er denselben aus patriotischen Eifer, doch ums Geld, oder wie man zuverlässig weiß, um eine kleine französische Pension, wozu ihm Hofnung gemacht wurde, in der Reichs- und Kreisverfassung Unterricht gab, und ihm dabey mit gewissen Anekdoten an Hand gieng. Auf eben die Art bediente er den Preussischen Residenten Freytag, und verschaffete sich also, als ein kluger Mann, der seinen Vortheil kennt, ein Messer, das auf zwey Seiten schnitte. Der Leser wird mir diese kleine Ausschweifung verzeihen, sie schien mir nöthig, um die tiefe Einsicht, die grose Vorsicht und Geschicklichkeit meines politischen Helden in ein gehöriges Licht zu setzen. Er wird dabey selbst gestehen, daß der Herr v. M. bey so wichtigen Umständen die triftigsten Ursachen hatte, vor seiner Reise nach Wien ein Buch zu schreiben, dessen

Innhalt so weit von dem Titel unterschieden ist, als der Herr Verfasser von Wien war, da er es schrieb, und doch sollen wir glauben, es wäre auf allerhöchsten Befehl geschrieben, so wie das Pro Memoria des Hrn. v. M. an den Frankfurter Magistrat, welches dem *Versuch einer pragmatischen Geschichte von der merkwürdigen Zusammenkunft des deutschen National-Geistes etc.* vorgedruckt ist.

Als er nach Wien kam, fand er für nöthig, in einem neuen Buche, so wohl seine gute Gefinnungen zu zeigen, als auch dem Hofe auf eine feine Art beyzubringen, daß der Philosoph von Sansfouci, Voltaire, Rousseau, d'Argens, und alle die großen Geister, denen er die Schuhriemen zu lösen unwürdig ist, gegen ihn nur ganz kleine Lichter waren. Dem Aufenthalt in Wien haben die *Reliquien* ihren catholischen Namen zu danken. Wie glücklich ist ein Autor, der einen *Gedächtniskasten* hat; er kann auf alle Fälle Vorrath haben. Ich weiß, daß noch alte *Reliquien* im Kasten liegen, die den König erheben. Hätte man die Verdienste des großen *Schriftstellers* nur in etwas er-
ken-

kennen wollen. Und hätte er ehender eine Gesandtschaft nach Berlin als nach Wien zu thun gehabt; so hätten wir noch keine Reliquien, sondern ein Buch, der Himmel weiß, mit welchem unglaublichen Titel; weil der Unglaube doch einmal die *herrschende Religion* in Berlin ist. Vielleicht findet er für zuträglich, seinen Ton noch einmal zu ändern. An christlichem Vorwand wird es ihm nicht fehlen; doch sollten seine feltne Verdienste, wie ich höre, mit einer Præbende von Sr. Kayserl. Majestät belohnt worden seyn. Das wäre eine Aufmunterung für einen Schriftsteller, die vielleicht in Kurzem eine völlige Leere des *Gedächtniskastens* prophezeiet. Sie droht uns mit einem Panegyrico, der an Grösse den Plinium beschämt. Wir wollen es erwarten. Ich bin etc.

Vierter Brief.

Creutzzüge des Philologen S. 161.

Heil dem Erzengel über die Reliquien! etc.

U nter allen Schriften des v. M. kann man den *Reliquien* ihren Ursprung am deutlichsten ansehen. Man sieht die Zettelchen noch unter ihren *Rubriken* im Kasten

sten liegen. Der Titel ist kurz und recht gut gewählt „*Reliquien*“, welchen Stücken die Kirche insbesondere diese Bedeutung beylege „sagt der Herr Verfasser in der Vorrede“, ist bekannt, ja, es ist auch bekannt, daß diese *Stücken, Stützen des Aberglaubens, der Heucheley und des Betrugs sind*; daß ihnen von den Pfaffen Eigenschaften beygeleget werden, die sie nicht haben, und daß sie sie mit eben dem frommen Anstand auskramen, mit eben den Waffen beschützen, und mit der nemlichen Gewissheit für ihre *Authenticität* stehen, wie unser *Herrnhutischer Jesuit*. Es sind freylich auch gute dabey, doch keine, die Wunder thut. *Hinkmar von Repkow*, ein sehr nützlicher Autor classicus für zunftmässige Schriftsteller sagt: „Don Quixotte“ blieb dennoch der Held von Mancha, „wenn er gleich seinem Sancho Panfa“ die erbaulichsten und vernünftigsten „Lehren gab“, etc.; wer den edlen Ritter aber genauer kannte, dem wurden sie so verdächtig, wie eine *Reliquie* in der Hand eines Ketzers.

In dem Schreiben an den Magum in Norden äussert unser Autor das wohl erfonden-

sonnene Zutrauen, „dass in seinem *Herrn*
 „und *Cammerdiener* doch wohl für jeden
 „Leser ein fruchtbarer Gedanke würde
 „geblieben seyn, und das wären von
 „ungefähr zehntausend in die Welt geflo-
 „genen Exemplarien doch so viel Wahr-
 „heitskörner.“ Könnte er sich eine rei-
 chere Erndte wünschen, wenn auch alles
 übrige taube Hülsen wären? Das ist in
 der That ein schmeichelhafter Trost;
 denn wenn er glaubt, dass *zehntausend*
fruchtbare Gedanken in seinem Buche sind; so
 muss er in jedem Worte einen Gedanken
 finden, oder seine Buchstaben müssen, wie
 bey den Chinesern, ganze Worte bedeu-
 ten: Meint er aber, viele Leser könnten
 einen Gedanken schön finden; so ist es
 eben so wohl möglich, dass alle zehn-
 tausend Leser nur einen und eben densel-
 ben guten Gedanken finden, sollte es auch
 nur der S. 367. seyn, „dass in allen Col-
 „legien und Schreibstuben gute und ge-
 „naueste Aufsicht gehalten werde.“
 Welches Buch ist so schlecht, das nicht
 einen guten Gedanken hätte? er sey nun
 geborgt oder selbst gemacht.

Ich zweifle gar nicht, der Herr v. M. habe seine Reliquien, in Hofnung einer gleichen reichlichen Erndte, herausgegeben. Seine Vorrede läßt uns so etwas vermuthen. „Meine Freunde, sagt er, nehmen sie diese Sammlung von Gedanken als ein Vermächtniß, oder doch als eine Schenkung unter Lebendige von Todes wegen an. Vielleicht sind etwa Erz - Stufen darunter, aus denen sich langer Drath ziehen ließe, wenigstens Körner (reichlich) mit Thränen gefäet, einige auch, die man hier schon mit Freuden erndtet, „. Die Prophezeyung lasse ich an seinen Ort gestellet seyn; So viel aber weiß ich, daß einige mit Freuden gefäet sind, die der Sämann in ganz physicalischem Verstande mit Thränen erndten wird.

Die Reliquien machen einen so starken Band aus, als der *Herr und Diener*. Sie sind wieder aufgelegt, und werden vielleicht, zum Trost des Verlegers, dies Glück noch oft erleben. Wenn nun zehntausend Leser *Wahrheitskörner* oder *Erzstufen* finden sollen, aus denen sich langer Drath ziehen läßt; so wünsche ich dem Herrn V. geschick-

schicktere Drathzieher, als meine Wenigkeit. Ich finde in seinem Vorrath viele Stufen, die *Arsenic* und *Kobelt* führen; einige, die wie Schwefelkies zwar von aussen glänzen, aber innerlich geringhaltig sind, und noch mehrere, die weder Ansehn noch Gehalt haben, Schlacken, die von verständigern Bergleuten schon ausgeschmolzen sind. Ich will einige zur Probe anführen: S. 16. sagt er unter der Rubrique, *der Betrüger*, „Es giebt gebohrne ehrliche Leute und gebohrne Spitzbuben“. Eine Wahrheit, die das Publicum aus der Feder des v. M. entweder gar nicht, oder besser ausgeführt erwarten konnte. S. 56. „*Diener Treue*“ Man muß einem Herrn *als* auch einmal was abschlagen können“. Eine wichtige Regel! die wunderthätige Kraft dieser Reliquie muß in dem Worte *als* stecken, das ich unglaübiger Ketzer gar nicht verstehen kann. S. 78. „Man mag sich leicht zutrauen, stark zu seyn, die Probe muß es ausweisen, wie schwer und wie lange man tragen kann“. Eine Erfahrung, die jedem Esel so bekannt seyn muß, als dem Herrn v. M.

Soll-

Sollte es auch von *seinen Eseln* seyn, wie er sie S. 121. angiebt. Es scheint, hier hat er den Ostfrießischen Grafen vergesse-
sen, der nach dem *Herrn und Diener* keine Ochsen zu Dienern brauchte. Ich glaube, mit den *Eseln* würde er es eben so gehalten haben.

S. 85. Wer Himmel und Hölle auf Erden zugleich sehen will, reise nach Engelland. Ich zweifle, daß jemand auf diese Bekanntmachung die Reise antreten wird, wenn er auch noch so neugierig wäre. Was der Herr V. unter Himmel und Hölle versteht, läßt er uns rathen. Er will Leser haben, die ganz blind an seine Reliquien glauben sollen. Er verlangt S. 43. „das Vertrauen eines Patienten zum Arzte,“ und läßt uns ohne Hülfe umkommen, wenn wir seiner Kunst nicht trauen wollen. Ich glaube aber doch, man könnte seinem schönen Gleichnisse den Einwurf machen: Wie! wenn ein Arzt den andern curiren wollte, wäre es dem Patienten nicht erlaubt, nach der Wahl der Hülfsmittel zu fragen? oder, wann „*Storcher, Unversilisten, Balsamkräme,*“ „*simpathetische Windbeutel u. d. gl.*“ sich mit
Cu-

Curen abgeben wollen, darf man sich nicht um die Wege und Möglichkeit der Wirkungen ihrer Mittel erkundigen? S. 94. "Das ist doch einmal wahr etc.", S. 95. "Es ist kein Reich, kein Jahrhundert etc.", S. 104. "Es giebt groſſe Leute etc.", S. 118. "Man muſs ſich nie ſelbſt wegwerfen.", S. 130. "Der Hof hat ſo wohl ſeine Invaliden, als eine Armee.", S. 142. "Eine einzige Handlung eines Mannes etc.", S. 151. "Es gehen wenig Leute aus der Welt, die nicht etwas unausgemachtes hinter ſich laſſen.", S. 157. "Es giebt wenig allgemeine approbirte Menſchen.", S. 288. "Manche Herren fliehen etc.", S. 385. "Man kann in einer Stunde mehr Gutes wünſchen, als in hundert Jahren geſchieht.", Wichtige Dinge, groſſe Entdeckungen. Iſt das der erſparte Gewinn, die Reliquien, die der an Weiſheit wohlhabende Mann mühsam und einzeln auffuchen müſſen? So muſs ich bekennen, daſs ich wenigſtens weder das Mühfame und noch weniger das Nützliche daran gewahr werden kann. Es iſt aber nicht anders. Er ſchreibt für ſo geſchmeidige, gläubige, andächtige, Ueberzeugungsvolle Leſer, daſs er die Mü-

Mühe, etwas zu beweisen, für ganz überflüssig hält. Traue meiner Kunst, oder stirb. Am Ende der Vorrede rühmt er sich

Mit Worten „da nach Raths-Gewichte

Ein jedes einen Centner wiegt;

Ich habe sie alle selbst gemacht. Ich mache ihm diese Ehre nicht streitig. Wenn er aber historische Reliquien selbst macht, und sie, um boshaften Verläumdungen einen Anstrich zu geben, für geschehene Wahrheiten ausgiebt; so beneide ich ihn noch weniger um sein Herz und um das Macherlohn. Wenn er unter der Rubrique „*der Krieg **“, ein Gespräch einschaltet, das des Königs Majestät mit einem Officier soll geführt haben; so würde er sehr wohl thun, wenn er es mit glaubwürdigen Urkunden bewiese: denn so lange er dies nicht thun kann, sage sich ihm dreist ins Gesicht, *dass es eine unverschämte niederträchtige Lüge ist*, die er entweder selbst erfunden, oder einem verlauffenen reducirten Officier zu danken hat.

Dass er die noch lebenden Nachkommen des Grafen Hennicke, durch die Reliquie,
S.

* S. Reliqu. S. 131. seqq.

S. 193. beschimpfen will, ist seinem Character gemäß; es ist aber so wenig wahr, daß derselbe in seiner Jugend Landreuter gewesen ist, als es ihm der Hr. v. M. (der ihn nie gesehen hat) hat ansehen können. Er besehe sich im Spiegel, und sehe, was bey ihm hervorguckt, und prüfe sich, ob er mit seinem Scheinchristenthum so viel Gutes ausgerichtet hat, als der Graf Henricke bey seinen Fehlern. Allein, wenn er verläumden will, oder wenn es auch nur einen schönen Gedanken gilt, so wird gleich ein Histörchen mit einer so freymüthigen Art hingefetzt, als wenn er dabey gewesen wäre. S. 374. soll Voltaire, wegen Religionspötteleyen, in einem Berliner Kaufmanns-Gewölbe geprügelt worden seyn, und das bloß, weil es einen schönen Schluss an einer Reliquie ausmacht. Ein englischer Matrose muß S. 107. den berühmten Diamant Pitt lange bey sich getragen haben, damit der Herr V. vielleicht in guter Meynung von sich selbst sagen kann: „Das Daseyn eines großen Geistes werde nur von Kennern erkannt.“ S. 70. steht: „Die Rotte Korans heißen im 3. B. Moses ehrliche Leute.“ Wie zahlreich ist noch ihre Nachkommen-
d 2 „men-

„menschaft „! Im dritten Buche finde ich nichts davon. Wenn er aber etwa die Stelle im 4ten Buch im 16 Capitel im zweyten Vers meynt; so erweist er dem Moses zu viel Ehre, wenn er diesen *witzigen M - - - Einfall* auf seine Rechnung schreibt. *וְשֵׁם אֱדֹמִי* nominis viri, heißen in dem Verstande, den er meynt, nicht ehrliche Leute.

Es fällt mir bey der Gelegenheit seine Stärke in der französischen Sprache ein. Wenn man die häufig angeführten Stellen in seinen Büchern sieht; so sollte man meynen, er wäre ein ganzer Franzose, ja, wenn man die vielen Gallicismos findet, als unter andern Reliqu. S. 129. und S. 400. „*Man hat gut* „ On a beau; so sollte man glauben, beyde Sprachen wären ihm so mechanisch, daß er, ohne es selbst zu wissen, eine mit der andern verwechselte, und doch — wer Gelegenheit dazu hat, rede selbst mit ihm. Da die Franzosen in Frankfurt waren, wurde er dem Herzog von Broglio, (den er dafür im H. und D. mit in die Ewigkeit schleppt,) als ein gelehrter und schöner Geist vorgestellt. Es lernten ihn viele

Fran-

Franzosen unter diesem Namen kennen. In Gesellschaften half er sich, wie Gellerts Affe mit einem *freundlichen Nicken*, und blieb der Mann, der er gern seyn wollte.

Meine künftigen Briefe sollen Ihnen das Herz dieses Mannes, der an Weisheit so wohlhabend seyn will, näher beleuchten. B. d. Weish. am 1. v. 4.

Ich bin etc.

Fünfter Brief.

2 Samuel 16. v. 9.

Es würde die Würde der Majestät beleidigen, wenn ich mich unterstehen wollte, *den grossen König*, der in allem nur möglichen Betracht über den Reliquienmacher so erhaben ist, als der *Mond* über den *Hund*, der ihn anbellet, wenn ich auch nur dran gedenken wollte, ihn gegen ein- oder die andere Majestät beleidigende Beschuldigung zu vertheidigen. Ich weifs gewiss, der Hr. v. M. kommt in Berlin noch wohlfeiler davon als der Abt St. Pierre in Frankreich. C'est un fou wird wirklich die ganze Ungnade seyn, wenn man ja dem Monarchen et-

d 3

was

was aus seinen Reliquien erzählen sollte. Eine Benennung, auf die der M. stolz ist, und mit der ihm in der That zu viel Ehre wiederfährt. Es wäre in diesem und jenem Leben besser für ihm, wenn er mehr ein *Narr*, und weniger *boshaft* wäre.

Ich will Ihnen einmal die Zeichnung hersetzen, die er im *Herrn und Diener vom Könige* macht. S. 19. sagt er: “Denn wer
 “kennet den nicht, den man mit Gustav
 “Adolph dem Erretter deutscher Frey-
 “heit in Gleichem setzet? Man kann
 “diesem unzubeschreibenden Geist Be-
 “wunderung und Ehrfurcht nicht ver-
 “sagen; er ist der König unter den Hel-
 “den, er hat Verstand für mehr als eine
 “Erde, er dreht sich wie die Sonne in
 “seiner eigenen Axe, und glänzt in sei-
 “nem eigenen Lichte, er hat ihre Hitze
 “und ihre Flecken, er hat das Maafs ei-
 “nes grossen Geistes, Jahrhunderte nach
 “uns werden seine Höhe, Grösse und
 “Natur noch mit Sorgfalt erforschen.
 “Vielleicht findet sich ein Newton un-
 “ter den Politikern, der seinen innern
 “Gehalt eben so genau zu bestimmen
 “weifs, als dieser Confident des Schöpfers
 “die

“die Welten abgewogen hat. Ich habe
“ihn nie ohne hohe und hinreißende
“Empfindungen gesehen; seine Thaten
“sind mein Gedankenfest; ich schleiche
“ihm oft nach, um seine geheime Wege
“zu errathen; der Adler schwingt sich
“aber in Höhen, die minderm Gefieder
“unersehlich bleiben. Ich stehe von
“weitem, und betrachte seine Grösse.
“Sie ruht mit uns auf einer Erde. Er
“stehe oder falle, so braucht er den Raum
“von Colossen. Ich weifs mir keinen
“vornehmern Menschen zu gedenken, so
“bald ich an den König gedenke. Scha-
“de aber für uns, dass er nicht eine Welt
“vor sich allein hat.”

Wenn der Verfasser hier ohne Absich-
ten, nur um das Ueberfließende seines
Herzens an Tag zu geben, gelobt hätte;
so hätte er seine Meynung von dem Kö-
nige nicht ändern können. Das Gemälde,
so wie es hier vorsteht, hat seit der Ausgabe
des H. und D. keinen Schaden gelitten.
Der *König* ist noch immer so, wie er war;
Gross auf allen Seiten. Hat seine Grösse eine
andere Gestalt; so ist es ihrem Wachs-
thume zuzuschreiben. Seine geheime
d 4 We-

Wege sind uns (und besonders politischen Kannengießern) noch immer verborgen. Hat sich etwa der Adler von seiner Höhe herunter gelassen, daß jeder elender Sperling seinen Schnabel an ihm wetzen kann?

Ist es möglich, kann ein Mensch, der des Königs Eigenschaften so lebhaft einfah, und ein so enthusiastischer Verehrer davon war, kann ein solcher Mensch in wenig Jahren darnach so reden, wie der v. M. in seinen neuesten Schriften, und besonders in Reliquien S. 131. 242. 267. 397. 398. 6. ingleichen in dem Antwortschreiben an dem Hrn. Insp. Ortmann? Nein, wenn er jemalen fähig gewesen wäre, Größe zu empfinden, und aus Empfindung zu schreiben; so würde er noch einsehn, „daß der Flug des Adlers“ minderm Gefieder unersehlich bleibt,“; er würde sich in seiner Entfernung an stiller Bewunderung begnügt haben.

Allein, die Wahrheit zu sagen, er ist nicht fähig, ohne Eigennutz jemanden zu loben. Er war so ein Verehrer von dem König, als er jetzt von des Kayfers Ma-
je-

jestät ist. Es war ihm um Ehre, Belohnungen und Anerbietung wichtiger Stellen zu thun. Der grofse Abscheu, der aus seinen Schriften gegen solche Vorurtheile hervorleuchten soll, ist mir und andern, die ihn kennen, ein sicherer Beweis des Gegentheils. Er schildert sich selbst vortreflich. Er sagt in den Reliquien S.66. “Mancher Ehrgeizige ist blofs
“durch die affectirte äufferste Gleichgültigkeit in die Höhe geschraubt worden.
“Ein Ehrgeiziger der ersten Classe wird
“bey allen noch so glänzenden Vorfällen
“und Anträgen, welche nicht das eigentliche Ziel seiner Wünsche ausmachen,
“den Bescheidenen, Begnügten, Zufriedenen vorstellen. Bey allen Mittelstationen, die ihm angewiesen werden
“wollen, wird er gegen Höhere sein
“Unvermögen vorschützen, gegen vertraute Freunde und bey sich selbst aber
“davon mit Hohn und Verachtung sprechen, bis der Zeitpunct erscheint, wo
“es ihm gilt, seiner gröfsten Wünsche theilhaft zu werden; da ist alles Arbeit und
“Bestreben in und aufser ihm, da sind
“alle Nerven angespannt; da ist er der
d 5 “Mann,

«Mann, dem sein Genius unaufhörlich
«vorragt: Aut Cæsar, aut nihil,,. Wahr-
heiten, die uns überzeugen, daß er sein
eigenes Herz kennt.

Der Herr und Diener war das Buch,
womit sich der Verfasser nach seiner da-
maligen Situation, groß und berühmt ma-
chen wollte. Ich will nicht behaupten,
daß er wirklich Lust gehabt hätte, dem
König in Berlin zu dienen. Nein, *fern aber*
sicher, und gute Besoldungen dabey, ist immer
sein Wahlspruch gewesen. Vor allen
Dingen wollte er sich dem *Philosophen auf*
dem Throne als ein *Genie* bekannt machen.
Er hoffte alle Tage auf Briefe, und glaubte
nichts geringers, als daß der König einen
Briefwechsel mit ihm anfangen würde.
So lange noch Krieg war, liefs er es in
Betracht so wichtiger Geschäfte, dem
Helden noch so hingehen; nach geschlos-
senem Frieden aber konnte er ihm eine
solche Blindheit nicht länger verzeihen,
zumal da seine Lobeserhebungen in Caf-
sel und Waldeck so guten Erfolg gehabt
hatten.

Es war allemal eine Hauptmaxime von
ihm, auf den Unglauben loszustürmen, so
wie

wie überhaupt zu unsern Zeiten jeder *kleine Meister* seinen Witz an der *Freygeisterey* ausläßt. Haben wir, wie S. 20. in den *Reliquien* steht, viel gute Schriften für die Religion aufzuweisen; so haben wir im Gegentheil auch so viel leichte unüberlegte Vertheidigungen derselben, so viel unnütze Spöttereyen auf die Freygeister, daß unser Jahrhundert wenig Ehre davon hat, und die zum Theil viel witzigern Gegner dadurch nur mehr Gelegenheit finden, die gute Sache zu verstellen, und ihre Diener lächerlich zu machen. Die Religion muß dem Hochmuth noch allezeit Nahrung verschaffen, wenn er sonst nichts mehr finden kann. Solche Leute übertreffen immer die größten Geister dieser Welt; weil sie den Trost haben: Nur Kinder Gottes (wie sie sind) wären wahrhaftig groß. In so heiligem Vorurtheile schildert der v. M. den *grossen König*, als einen unglaubigen Fürsten, und als eines der schwersten göttlichen Gerichte, *Reliqu.* S. 399. Der schlechte Mensch! Ich würde bey so boshaften Lästereien in Eifer gerathen, wenn ich bey einem so unwürdigen Gegenstand fähig dazu wäre. Hat der *König*
et-

etwa nach dem Krieg seine Religion verändert, oder hat es der M. gethan? Wie oft sagt der *Heuchler*, dafs „außer der Liebe zu JESU keine Gröſe sey“. Steht nicht in den *Reliquien* S. 46. „dafs alles „Feuer des Verstandes ohne die Funken „der in der Seele brennenden Liebe „JESU nicht so viel Ehre werth sey, dafs „man GOTT mit getroſtem Muth danken „könnte, ein Mensch zu seyn. Wie „konnte er denn den *König* den vornehm- „ften Menschen nennen, und ihm so viel „Verstand und Gröſe zuschreiben, da „er schon lange vorher wufste, was „man ihm für Meynungen der Religion „beylegt?“

Man sieht gar leicht, dafs der Verfasser der *Reliquien* aus unreinen Absichten schreibt; denn wenn auch alle seine Worte Evangelia wären, und alle Personen, die er characterisiren will, wären wirklich so, wie er sie malt; so hat er doch Verstand genug, um einzusehen, dafs er mit seiner Art Schriften weder jemand bessern, noch sonst das geringste erspriessliche für das Publicum ausrichten kann. Mit seinem entscheidenden

To-

to

fo

fo

to

to

Töne, und ohne Beweis und Ausführung abgekürzter Perioden, wird er wenig Profelyten machen. Es gehöret mehr dazu, Fürsten zu belehren, und Freygeister zu bekehren, als heuchlerische Seufzer, anzügliche Ausdrücke, und bittere Unwahrheiten.

Ich mag die *Reliquien* ansehen, wie ich will; so muß ich sie für ein *Pasquill* halten. Sie haben nicht das geringste Zeichen einer *erlaubten Satire*. Der Verfasser will nicht einmal, daß man es für etwas anders halten soll. Da, wo er seine Gegenstände nicht kennt, bemüht er sich recht, den Verdacht zu vermeiden, als ob er sie verbergen wollte. Wie unterscheidet er sich von einem tugendhaften Rabner? Ist er nicht einer, von denen dieser rechtschaffene Mann sagt? * “Daß
“sie mit ihrem Frevel aus innerlichem
“Hochmuth bis an den Thron der Für-
“sten dringen, und in ihrem finstern
“Winkel schärfer zu sehen glauben, als
“diejenigen, welche den Zusammenhang
“des Ganzen vor Augen haben, deren
“übereilter Eifer sich mit nichts ent-
“schul-

* In der Abhandlung vom Misbrauche der Satire.

„schuldigen läßt, und von denen wir
 „nicht erwarten können, daß sie uns die
 „Pflichten eines vernünftigen Bürgers
 „lehren sollen, da sie noch nicht gelernet
 „haben, gute Unterthanen zu seyn „.

Kennt man erst einmal das Herz des
 v. M. und giebt auf seine Wendungen
 acht, so kann man aus seinen Schriften
 gleich sehen, wo er hinaus will. Ich
 kann z. E. jetzo mit vieler Gewisheit be-
 haupten, daß ihm nichts mehr am Her-
 zen liegt, als von irgend einem Hofe mit
 einem *Orden* begabt zu werden. Er bringt
 S. 15. in den *Reliquien* einen Vorschlag aufs
 Tapet, allerhand Mitglieder bey den Or-
 den der Höfe einzuführen. Unter „den
 „Vorurtheilen, welche würdige Leute
 „ausschließen „, versteht er sicher nichts
 anders, als die *Bewährung der Ahnen*, die
 bey ihm (durch den Druck) bekannte
 Schwierigkeiten hat. Aus vielen Stel-
 len, die zu weitläufig zu entziffern sind,
 ist mir die Sehnsucht nach einer solchen
 Ehre sichtbar.

Er wollte dem Wiener Hof gleich das
Macherlohn für so viele schöne Sachen an
 die Hand geben. Er forget auch S. 12.
 schon

schon dafür, daß man keine Gedächtnis-Münze nach dem alten Fuß auf ihn prägen soll. Es war ihm bange, er würde davon unter seine Freunde austheilen müssen. Von geringem Gehalte als eine Currentmünze, die sich jeder selbst einwechseln kann, ist sie ihm annehmlicher.

Da ich einmal bey der Rubrique „Belohnungen“, bin; so fällt mir die Reliqu. S. 10. in die Augen: „An manchen Höfen
„besteht die Belohnung eines Ministers
„oder Gefandten darinn, daß man ihm
„eine anderweite Commission zuwen-
„det, von denen Vortheilen weder der
„Herr noch die Instruction das mindeste
„besagen. Man traut dem Commissario
„aber so viel eigene Ueberlegung und Ge-
„schicklichkeit zu, daß er auch unge-
„heissen sich selbst dabey nicht verges-
„sen werde“.

An dieser Ueberlegung und Geschicklichkeit fehlt es dem Hrn. v. M. gewiss nicht. Die Rechnung, die über die Reisekosten nach Celle, bey Gelegenheit des Vergleichs zwischen den beyden Herren Erbprinzen von Hessen-Darmstadt und Hessen-Cassel, von ihm geführet worden
kann

kann einen kleinen Beweis abgeben. Die Post-Gelder, die Tagegelder seiner Bedienten, und andere Ausgaben, wären einer Nachrechnung und Confrontirung nicht unwürdig.

Seine bekannte Reise in dem Haag hätte ebenfalls, besonders in Ansehung der Unkosten, eine Untersuchung verdient, ob er gleich einige seiner Vertrauten bereden wollen, daß er 400 Gulden Schaden dabey gehabt habe, und sich dabey über die grose Genauigkeit seines hohen Principalen sehr beklaget hat. Vielleicht hat er gehoffet, daß Se. Durchl. ihm den, im Virgil aufgesuchten Vers: *Post nubila Phoebus*, die bey dieser Gelegenheit ausgestandene Verwirrung und Schaam, insbesondere habe vergüten müssen. Se. Durchl. hielt aber die goldene Kette, welche er von den Hohen Herren General-Staaten empfangen hat, für eine hinreichende Vergütung der erlittenen Unannehmlichkeiten.

Ich verharre etc.



Sechs-

Sechster Brief.

Man muß dem Verfasser der Reliquien zugeben, daß er an Verstand und Einsichten viele seiner Nebengeschöpfe übertrifft. Warum wendet er sich nicht an Gegenstände, die er übersehen kann, wenn er ja urtheilen will? Warum müssen es, wo nicht Fürsten, doch allemal Leute seyn, deren Gröfse er mit seinen Augen nicht erreichen kann? Wir betrachten ihn nemlich als *Schriftsteller*; denn als *Christ* ist er längst gewohnt, der ganzen Welt zu trotzen.

An einen Voltaire, Rousseau, d'Argens u. a., die es nicht der Mühe werth achten, ihm zu antworten, und nach Verdienst abzufertigen, reibt er sich auf Unkosten des Unglaubens, als wenn noch niemand ihre Religion und nicht vielmehr ihre Kunst gerühmt hätte.

Es ist mir lächerlich, wenn ich unter andern Beschuldigungen, den Herrn von Voltaire von dem *kleinen Reliquienmacher* einer Unwahrscheinlichkeit seiner theatralischen Charackter Rel. S. 374. beschuldigt finde. Nirgends ist der Vers aus dem

Gellert wohl schicklicher anzubringen,
als hier:

Schweig still — du bist zu meinem Unbedachte
Zu meinen Fehlern viel zu klein.

Wenn ein Fackir als Philosoph mit einem andern Philosophen über einen Satz disputirt, und zum Beweis seiner Meynung, dem andern, den er nicht zu der Landes-Religion bekehren will, das, was er ohnehin schon wissen mußte, entdeckt; so redet er wie ein Mann, der selbst kein Vorurtheil hegt, und Belehrung sucht. Freilich ist *Heuchlern* so eine *Aufrichtigkeit unwahrscheinlich*. Weit unbegreiflicher kommt es mir vor, wenn der Hr. v. M., als ein so guter Christ, die Verfolgung der Ketzer, oder aber S. 64. den Satz behauptet: „GOTT könnte dem Menschen so wenig mit ganzer Treue dienen, als der Diener seinem Herrn,“. Da er doch an einem andern Ort sagt: „Man muß unter allen Umständen zu aller Zeit, bis an sein Ende, ein ehrlicher Mann seyn,“. Kann dieß ohne ganze Treue angehen? Oder wenn er S. 391. angiebt, „es wäre nöthig, daß ein Herr das Vorurtheil von seinem Minister habe, daß er ihm mit Treue, Redlichkeit“ und

„und Einsicht diene. Gut für die Privat-
Absichten böser Minister kann es wohl
seyn; aber dem Herrn und dem Lande ist
es weder nützlich noch nöthig: Denn ist
der Minister wirklich redlich und klug; so ist es
die Wahrheit, und also kein Vorurtheil: ist es aber
nicht so; so wissen wir aus der Geschichte, welche
unglückliche Folgen aus so unseligen Vorurtheilen
entstehen.

Ich lasse übrigens die Spöttereyen auf
den Hrn. v. Voltaire an seinen Ort ge-
stellt seyn. Ich will ihn nur mit einem
Blicke auf der Seite zeigen, wo er dem
Hrn. v. M. und tausend seines gleichen
mit ihrem ganzen Schein-Christenthum
beschämt. Was hat ihm die Familie Calas und
die Nichte des grossen Corneille zu danken?
Wäre doch M. fähig, eine so schöne
Handlung zu begehen, vielleicht deckte
sie, wie bey Voltairen, seine übrigen
Fehler zu.

Ich finde noch einen abscheulichen
Kunstgrif, rechtschaffne Leute vor der
Welt zu verunglimpfen, ein Kunstgrif,
den der Teufel nur da anbringt, wo ihm
alle andere fehl schlagen. In der Reliquie
S. 331. gebraucht ihn der Verfasser. Die

ganze Stelle heisst: „Die Großen belü-
 „gen sich unter einander, ihre Ministers,
 „Lieblinge und Unterthanen, die ganze
 „Welt, wenn es möglich wäre, das ganze
 „Jahr hindurch so unzählbar. Ist es
 „denn dem lieben Gellert so sehr hoch
 „aufzurechnen, wenn er durch die Ei-
 „telkeit eines Autors und schönen Gei-
 „stes verleitet, in dem Brief an die Fräu-
 „lein zu Wölke, darinnen er ihr den Be-
 „such des Lieutenants von den Mala-
 „chowskiſchen Hufaren beschreibt, auch
 „ein wenig in die Dichter-Dinte getunkt,
 „wenn er auch ein bisgen gelogen hat?
 „Es waren ja keine Gottskowskyschen
 „Wechselbriefe „.

Bey einem *frommen Gellert* mußten alle,
 dem V. d. Rel. sonst gewöhnliche Schmä-
 hungen fruchtlos zurückprallen. Jeder-
 mann weiß, daß dieser schöne Geist bey
 vielen andern Tugenden die tiefste Ehr-
 furcht für die Religion hat. Seine Ver-
 dienste um dieselbe, und um die schönen
 Wissenschaften in Deutschland, leuchten
 jedermann so hell in die Augen, daß ein
 Versuch, sie verdächtig zu machen, dem
 Versucher nichts als Verachtung bewir-
 ken

ken kann. Der Reliquienmacher, fängt es auf eine andere Art an, den Mann zu beschimpfen, dessen Andenken immer segensvoll bleiben wird. Er stellt sich, als ob er ihn vertheidigen wollte, und thut es mit dem Herzen eines Advocaten vom Inquisitions - Gerichte. Wo find denn die Leute, die dem lieben Gellert eine poetische Verschönerung oder einen scherzhaften Zusatz so hoch anrechnen? Ich habe nie davon reden hören, und wann es wirklich solche Narren gäbe, verlohnt es sich nun ihrentwegen der Mühe? Dem entschiedenen Ruhm eines (sollte es auch nur wegen seines Herzens seyn) so vortreflichen Mannes mit einer solchen Bekanntmachung nahe zu treten; das ehrenkränkende Wort *Lügen* darbey zu gebrauchen, und wenigstens bey schwachen Lesern den Saamen des Verdachts einzustreuen? Wie kann der gute Mann einer *Autor - Eitelkeit* beschuldiget werden, da jedermann weiß, daß der Brief nicht für den Druck, sondern zur Unterhaltung eines kranken Frauenzimmers geschrieben war, und woher weiß endlich der ungebethene Vertheidiger, und seine vermeynten Gegner, daß sich

e3

die

die Sache nicht ganz so zugetragen hat, wie sie in dem Briefe erzählt wird? Hat er Leute gesprochen, die dabey gewesen sind, und wenn er sie gesprochen hat, haben sie wahr geredet? Das Sonderbare einer Sache ist noch kein Beweifs der Unwahrheit. Ich glaube, der Herr Professor Gellert wird sich für die Ehre bedanken, auf solche Art vertheidigt zu werden. Doch kann er sich trösten, daß sich für so künstlichen Bosheiten kein ehrlicher Mann hüten kann. *Das sind Dolchstiche eines Banditen, der uns küßt, und dabey den Stabl ins Herz drückt.*

Es ist wahr, wenn man die vielen Stellen in den M - - Schriften liest, wo er die Schönheit der Religion, und dabey sein eignes Exempel mit so entzückter Bewegung anpreist; so kann man sich nicht enthalten, seinen glücklichen Zustand zu beneiden. Wann man aber nur das Blatt umwendet, und findet so grobe Verletzungen der ersten Christenpflicht; so boshafte Schilderungen, Verketzerungen, und der Nachfolge Jesu ganz widrige lieblose Splittergerichte mit den heiligsten Sätzen der Religion und den
geist-

geistreichsten Stellen der Schrift bemäntelt; so kann man sich auch den Gedanken nicht verwehren: *Wenn dies die Zeichen wahrer Christen seyn sollten; so wünschte ich, nie einer zu seyn.*

Er beschreibt unter der Rubrique „*characterisirte Züge eines christlichen Ministers,*“ die Eigenschaften eines solchen Mannes mit vieler Gründlichkeit. An einem andern Ort sagt er: „Man könnte nur aus eigener Erfahrung wissen, wie einem Christen zu Muth seye,“? S. 231. schildert er einen andern Character, von dem auch alle Züge nach dem Leben gezeichnet sind. Er verräth eine Kenntniß des Herzens, die nicht allgemein ist. Nun prüfe man den Hrn. v. M. nicht einmal nach seinem Wandel, nur nach seinen Schriften, und zeichne besonders die Verletzungen der christlichen Liebe aus, und entscheide alsdenn, in welchem Gemälde er getroffen ist. Es ist hier der Fall nicht, den er S. 46. angiebt, um sich im Nothfall damit zu legitimiren. Nein, nicht nur einmal, fast auf allen Blättern ist geistlicher Hochmuth, Scheinheiligkeit und Verläumdung; da, wo ein wahrer Christ, der

den Beruf dazu gehabt hätte, öffentlich zu strafen, nur seine Waffen gegen das Laster, und nicht gegen Personen würde gebraucht haben.

Die Sonne der Religion hat keine Flecken zu befürchten, wenn gleich das von ihren Strahlen entlehnte Licht übel angewendet wird. Die Entdeckung solcher Characktern webt zwar den Stuf zu vielen Spöttereien, die aber nie die Religion, sondern nur die *unwürdigen Bekenner* derselben treffen können. Es ist eine Pflicht, sie ungeweihten Händen zu entreißen, die sie zum Schleyer der Bosheit gebrauchen.

Ich schliesse diesen Brief mit der Reliquie S. 69. „Ein jeder Schelm wird der-
einst als ein Schelm erscheinen; aber
gewiss auch mancher sogenannte ehr-
liche Mann eben so.“ Ich setze hinzu:
*Mancher Bösewicht wird alsdenn auch als ein
Bösewicht erscheinen; aber gewiss auch mancher
so genannte Christ eben so.*

Ich bin etc.

Sie-



Siebender Brief.

Mein lieber Freund!

Nicht wahr, die Briefe, die ich Ihnen von den *Reliquien* und ihrem Verfasser nach und nach geschrieben habe, sehen keinen Briefen mehr ähnlich? Sie könnten eben so wohl *Beherzigungen* oder *Reliquien* heißen. Nennen Sie sie, wie Sie wollen. Die Aufschrift war an Sie, darum sollten Sie sie lesen. Sie wissen zu gut, daß ich ihr Freund bin, und verlangen also nicht, daß ich Sie auf jeder Seite durch etliche Wiederholungen daran erinnere. Wir suchen die Bewährung unserer Freundschaft nicht mehr in Ueber- oder Unterschriften.

Nunmehr aber, da Sie mir geantwortet haben; so ist es meine Schuldigkeit, mich wieder näher mit Ihnen einzulassen. Sie wollen meine Briefe drucken lassen? Viel Ehre für mich! Sie wünschten, daß sie nur eine bessere Schreibart hätten, und ich wünsche es nicht weniger. Verbessern Sie, was sich verbessern läßt, und lassen sie immer drucken. Für die Wahrheit des Inhalts stehe ich, und mit mir der

e 5 gröss-

größte Theil der hiesigen Einwohner. Die auswärtigen Kenner des Reliquiendrehers ungerechnet. So viel muß ich Ihnen aber sagen, daß die etlichen Briefe, die ich nach ihrem Verlangen noch über diese Materie schreiben soll, noch schlechter, als die ersten, gerathen werden. Durch ihren Voratz und Tadel irre gemacht, werde ich mich vielleicht zu einem bessern Stil zwingen wollen, und da — wird, nicht viel Schönes heraus kommen.

Diesen Brief werden Sie doch nicht auch drucken lassen. Das wäre einen Candidaten beschimpft, der seine erste Predigt hält. Sie sollen wissen, daß ich mir was darauf zu gut thue, im Druck zu erscheinen, und vielleicht gar gekunstlichtert, widerlegt, geschimpft und confiscirt zu werden.

Der Einfall, den Sie haben, die Reliquien mit Repliquen und Paraphrasen zu erwiedern, ist nicht schlimm; aber für mich gar keine Arbeit. Ich bin froh, wenn ich mit meinem Briefwechsel fertig werde. Der Fleiß ist meine Tugend nicht, und wenn er es wäre, so fehlt mir
die

die Geschicklichkeit. Ungelehrten sind die alten Götter taub, die den Gelehrten so oft aus der Noth helfen. Ich liebe mein Blut, und nehme daher billigen Anstand, mich mit Messern zu ritzen, um ihre Aufmerksamkeit auf mich zu ziehen. Unterdeffen will ich Ihnen unter uns den Plan zeigen, nach welchem ich die sämtlichen Reliquien metaphorisirt wünschte. Ich habe mir einige ausgelesen. Wenn Sie meinen Plan ausführen wollen, können Sie sich an die Ordnung und Eintheilung des Buchs binden.

Doch ehe ich Ihnen diese Stellen her-
setze, muß ich ein Wort von der Vor-
rede sagen. Das ist ein Muster von Vor-
reden „Reliquien, sagt unser Autor,
„Reliquien sind Ueberbleibsel ganzer
„schätzbaren Stücke, oder auch einzelne
„Fragmente, deren Ganzes man nie ge-
„habt, noch entdecken können.

„Welche unermessliche Summen von
„Reliquien enthält das Reich der Geister?
Ruft er dann aus, „Millionen unerfüll-
„ter Wünsche, zerronnener Anschläge,
„Klagen, Seufzer, Eitelkeiten, Gedan-
„ken, Möglichkeiten, Wahrheiten etc.“

Doch

Doch ich ermüde, diesen Unsinn abzuschreiben. Sie müssen die Stelle selber lesen. Sie verdient es. Hier finden Sie, unter dem Verzeichnisse von Reliquien, Dinge, die erstaunt sind, einander bey-sammen zu sehen.

Mir däucht, wie M. . . diese Vorrede schreiben wollte, so nahm er sich vor, recht viel witziges zu sagen. Ein gefährlicher Entschluß für einen kleinen Geist!

S. 42. Es kommen tausend Fälle in dem Leben eines tugendhaften Mannes vor, von deren Thun oder Lassen er so wenig jemand überzeugen kann, als man zu Zeiten den Grund des Wohl- oder Nichtgefallens von einem Gemälde anzugeben im Stande ist; die Zärtlichkeit seines moralischen Gefühls ist

der

Ein tugendhafter Mann muß sich von einer jeden seiner Handlungen Rechenschaft geben können. Nur der Herrnhuter ist mit einem: *Es ist nun so*, zufrieden. Die wahre Sprache eines Schwärmers, oder eines Heuchlers; zween Charactere, die einem jeden, der rechtschaffenen Herzens ist,

ist,

der einige Entscheidungsgrund, er wird nur von denen, so gleich delicaten Herzens sind, verstanden.

ist, verabscheuungswürdig find.

S. 55. Cäsar bekannte von sich: Lieber der erste im Dorfe, als der zweyte in Rom seyn zu wollen; das war edler Stolz.

Cäsar hat dies niemals von sich bekannt, sondern Cato, welcher sagte: Er wolle lieber der erste in Utika, als der zweyte in Rom seyn; und das war unedler Stolz.

S. 57. Vieles, sehr vieles kann man mit dem Lauf der Welt entschuldigen, das vor dem Richterstuhl Gottes und des Gewissens unrecht ist, und unverantwortlich bleibt.

Vieles, sehr vieles kann man vor der Welt mit Frömmigkeit und guter Absicht zudecken, dessen wahrer Bewegungsgrund vor dem Richterstuhl Gottes unverborgen, und unverantwortlich bleibt.

S. 86. In der ganzen alten russischen Sprache war kein Wort vorhanden, um Ehre und Aufrichtigkeit damit auszudrücken. Die Sache muß doch da gewesen seyn, und vielleicht in mehrerer Lauterkeit, als seit dem nun das Wort gefunden ist.

S. 89. Das Vorurtheil hat aufgehört, daß zu gewissen Geschäf-

In der ganzen alten Dänischen Sprache war das Wort *Tyrann* nicht vorhanden. Ein bekannter Autor empfand eine noch unempfundene Freude, der Welt aus dem Holberg zu entdecken, daß sich die alten Dänen des Worts *Bluthund* dafür bedient hätten, mir war es nicht weniger angenehm, von einem Philologen zu hören, daß in der griechischen und lateinischen Sprache das Wort *Bluthund* eben so wenig vorhanden wäre. S. Brief der neuesten Litterat. betr. Th. XI.

Es hat auch kleine Herrnhutische Gesandten aufzuweisen,

schäften nur eine gewisse Gattung Menschen brauchbar wäre; das jetzige Jahrhundert hat groſſe militariſche Gefandten aufzuweiſen.

ſen, Conſulanten und Rätthe unruhiger Bauern; die, um den täglich gekreuzigten Pfennig zu genießen, den Stof der Uneinigkeit zwischen dem Herrn und den Unterthanen ausdehnen, und ihn wie Erzſtufen gebrauchen, aus denen ſich langer Drath ziehen läßt.

S. die Vorrede der Reliquien. Gefandten, die ſich, um eines elenden Gewinnes willen, zu allem gebrauchen laſſen, ſollten es auch die niederträchtigſten Geſchäften ſeyn.

S. 92. In der Kunſt, mit guter Manier wehe zu thun, hat es wohl keine Nation ſo weit gebracht,

Dieſe Reliquie muß zweymal im Gedächtnis-Kaſten gelegen haben, denn S. 395. kommt ſie wie

bracht, als die französische.

S. 120. Wie man sich die besten Gerichte, und die liebreichsten Zunöthigungen nicht bewegen läßt, weiter zu essen, wann man ganz satt ist; so muß man bey sich wissen, wann es Zeit ist, aufzuhören, der Welt zu dienen, und sich weder Lockungen, noch Zureden davon abhalten zu lassen.

wieder vor. Keine Nation in der Welt versteht die Kunst, mit Artigkeit zu plagen, so gut, als die französische.

Wer hätte denken sollen, daß zwischen Essen, und der Welt dienen, eine so große Aehnlichkeit wäre? Könnte man nicht mit eben so vielem Grunde sagen: Wie man sich durch die besten Gerichte, und die liebreichsten Zunöthigungen nicht bewegen läßt, weiter zu essen, wenn man ganz satt ist; so muß man bey sich wissen, wann es Zeit ist, aufzuhören, Bücher zu schmieren, und sich weder durch

durch Eitelkeit, noch Rache, noch Eigennutz davon abhalten lassen.

S. 180. Als Joseph Stadthalter von Aegypten war; so machte er es nicht nach Art unserer Favoriten und Ministers, er ließ seine Brüder Hirten bleiben.

Als der Hr. v. M. geheimer Legations-Rath von Pirmasens war; so machte er es nicht nach Art Josephs von Aegypten, er war klüger, und machte, daß sein Bruder Ober-Forstmeister wurde, (der beyläufig ein rechtschaffner Mann und kein Heuchler ist.)

Eben das. Nichts ist lächerlicher, als die kriechende Demuth kleiner Diener, gegen einen kleinen Herrn.

Nichts ist vermessener, stolzer, kühner, als kleiner Herren, kleine Diener, so oft man ihrer nöthig hat. Haged.

S. 209. Charakteristische Züge eines christ-

Einige wenige Stellen ausgenommen, f könn-

christlichen Ministers.

könnte man über diese Schilderung mit eben so viel Grunde characterische Züge eines christlichen Schultheissen setzen.

S. 225. Weil ein christlicher Minister gern wohl thut, und weder bettelt noch stiehlt; so stirbt er gemeiniglich arm.

Also muß der Hr. v. M. bald anfangen wohl zu thun, sonst wird man bey seinem Tode dies Kennzeichen eines christlichen Ministers sehr merklich vermissen.

S. 242. Es giebt Fälle, wo ein Schwerin dem Fähndrich die Fahne aus der Hand reißen, und an der Spitze seines Heeres entweder siegen, oder sterben muß. In grossen Cabinetsgeschäften gehts oft eben so.

Wann das wahr ist, so muß man auch, um die Aehnlichkeit in diesem witzigen Gleichnisse beyzubehalten, sagen können: Es giebt Fälle, wo ein Minister dem Copisten die Feder aus der Hand reißen, und an der Ecke seines Tisches entweder

der siegen oder schreiben muß.

S. 253. Es muß den großen Männern, die sich wirklich die **Lichter**, oder doch **Laternen** zur Erleuchtung der Menschen zu seyn einbilden, eine schlechte Ehre seyn, daß alle Stutzer und artig liederliche Leute (*aimablere debauchés*) sich heut zu Tage den Namen eines Philosophen zueignen.

S. 273. Ein Herr ist schuldig, Wohlthaten und Freygebigkeit auszuüben, wenn ers hat; wenn ers aber nicht hat, so ist er nicht nur entschuldigt, sondern die Tugend tritt

Es ist der *christlichen Religion* niemals eine Schande gewesen, daß sich zu allen Zeiten Heuchler (*faux devots*) den Namen eines Christen zugeeignet haben.

Ein Mensch ist schuldig, der Welt seine Einsichten mitzutheilen, wenn er welche hat, die es verdienen; wenn er aber keine von der Gattung hat, so ist er nicht nur entschul-

tritt solchen Falls in ihrer Ausübung auf die Gränzen des Uebelthuns über.

S. 274. Nur dreist bey einem grossen Herrn sich vor das ausgegeben, was man seyn möchte; sie glauben ja so gar einem Goldmacher.

S. 299. Als Italien und besonders der Kirchenstaat Anno 1703. mit schweren Erdbeben heimgesucht wurde, thaten die Römer eine Gelübde, in 5 Jahren kein Gold noch Silber auf den Kleidern zu tragen, und eben so lang keine öffentliche Schau-

schuldigt, sondern die Pflicht tritt solchen Falls in ihrer Ausübung auf die Gränzen der Unverschämtheit und Narrheit über.

Das steht schon S. 179. mit eben den Worten.

Und M. . . Gedanke ist eben so vortreflich, als wañ ein Land, das von einer allgemeinen Plage heimgesuchet wird, um seine Traurigkeit zu bezeugen, ein Freudenfest anstellen wollte.

Spie-

Spiele in der Stadt zu leiden, Pabst Clemens verbothe über dies, diese fünf Jahre lang den vornehmen römischen Herren keine Betstühle und Tapeten in den Kirchen zu geben, ja nicht einmal Küssen zum Knien in denselben zu gestatten. Dieser Gedanke ist eben so vortreflich, als wann einer, dem eine verlohren geachtete Schuld unvermuthet heimbezahlt worden, zur Dankbarkeit sein Haufsgesind 8 Tage fasten lassen wollte.

S. 317. Was waren dann die römische Armeen? Sie bezwungen die Welt; ja — aber kein Gene-

Das ist falsch. Die vortrefliche Mannszucht der römischen Heeren ist eine der vornehmsten

neral ware bey ihnen des Lebens sicher, sie revoltirten um der geringsten Gelegenheiten willen, ihre Kriegszucht ware in Grund verdorben, der militärische Gehorsam beruhte auf der Beredsamkeit, Popularität und Nachgiebigkeit, nur zuweilen auf dem gewagten Ernst eines Feldherrn; sie waren, die die Kayser ein- und absetzten, und Rom vor sich zittern machten.

S. 326. Die Römer haben keine andere Religion verfolgt, als nur die christliche, die Spötter unserer Zeit machens ebenso.

S. 353.

sten Ursachen ihrer Eroberungen.

Die Römer haben die christliche Religion niemals wirklich verfolgt; das weiß ein jeder, der bessere Geschichtschreiber gelesen hat, als Hübner.

Wenn

S. 353. Wenn unfern um acht Groschen nebst freyen Speck und Commis - Brod fechtenden Soldaten im praven Ton römische Liebe des Vaterlands gepredigt wird; so paßt die Rede eben so unvergleichlich, als wenn eine kleine deutsche Reichs-Stadt, auf den Münzen, die sie bey dem Schul - Examen unter ihre Jugend austheilen läßt, das S. P. Q. R. sich zueignet.

S. 140. Der größte Ruhm eines Mannes bestehet oft einzig in dem Glück, daß er das nicht geworden ist, was er zuwer-

Wenn ein dem Meistbietenden feiler Minister im heiligen Ton wider den Geiz predigt, so paßt die Rede eben so gut, als wenn ein Poltron über den Bock auf seinen Wappen die Devise setzt: Nec temere, nec timide.

Bey dieser ganzen schönen Reliquie hätte der Herr Verfasser bedenken sollen, daß er *just* der Mann ist, der am aller-

werden eifrig gewünscht hat. Die ganze Welt hat geglaubt, daß der Marschall von Broglie der einige feye, der die Ehre der französischen Waffen im letzten Krieg gerettet haben würde, wann ihm das Ober-Commando der ganzen Armee anvertrauet worden wäre. Nichts weniger als dieses. Er war just der Mann, ein Corps von 30-40000 Mann mit Verstand zu commandiren; dies konnte er übersehen, und er zoge alle mögliche Vortheile aus seinen Plans.

S. 142. Gottsched nannte in einer Ode,
nach

derwenigsten Verstand hat, zu entscheiden, wer die Männer feyen, die ganze Armeen oder kleine Corps commandiren können, und würde er als weit besser gethan haben, ohne das Verdienst von Männern, die so weit über ihn sind, zu bestimmen, auf der Kanzley zu bleiben, und Collectanea für geschicktere Schriftsteller, als er ist, zu sammeln.

M . . nannte ein
Büchlein, nach seinem
nem

nach seinem Schnitt, den König in Preussen den Cäsar unserer Zeit, ohne zu bedenken, wie übel der König von dem Cäsar geurtheilt. Ein anderer nannte ihn den Salomon von Norden, — Ihr Dichter und Panegyristen, laßt doch jeden das seyn, was er ist, und wenn ihr loben wollt, so lobt ohne Vergleichung.

nem Schnitt, den *National - Geist der Deutschen*, ohne in dem Buche etwas davon zu gedenken. Ihr Gelehrten und Staatsmänner, wann ihr Bücher schreiben wollt, so leistet das, was ihr auf dem Titelblatt verspricht, oder verspricht nicht mehr, als ihr leisten könnt, und wie hat M . . den König von Preussen nicht selbst erhoben? Wo ist sein Gedächtnis geblieben?

S. 332. Eine Medaille kann von mittelmässiger Erfindung, geschmackloser Zeichnung, und übel gerathenem

Das müssen elende Gedichte seyn, die dieser Vertheidigung nöthig haben, eine Vertheidigung, die mit eben
f 5 dem

nem Gepräge feyn,
 -ihr Korn ist aber
 von feinsten Gold,
 dies macht dann
 doch ihren Werth.
 Ihr strenge uner-
 bittliche Kunstrich-
 ter, die ihr keinem
 geistlichen Gedicht
 Vergebung schenkt,
 das nicht den
 Schmuck eines
 Schaustücks führet,
 werft es dann im-
 mer unter das Aus-
 gabe-Geld; es giebt
 Arme, die sich eben
 so sehr nur um den
 Valor, als ihr um
 das bloße Gepräge,
 bekümmern.

S. 336. Wann WIE-
 LAND, statt Sympa-
 thien und Empfin-
 dungen eines Chri-
 sten, nun Romanen
 schreibt, Narrens-
 pos-

dem Rechte für alle
 Postillen, und
 schlechte morali-
 sche Schriften gilt.
 Ich möchte nicht
 unter die Arme ge-
 hören, denen M . .
 dieses Ausgabegeld
 mit so vieler Frey-
 gebigkeit zuwirft.

Wann M . . an
 statt in der engen
 Sphäre zu bleiben,
 die ihm die Natur
 bestimmt hat, sich
 in die Dichtkunst,
 Sit-

possen aus andern Sprachen übersetzt, und verbuhlte Lieder dichtet, so ist es ein Verdacht, daß die Schönheit der Religion sich nur seines Verstandes und nie seines ganzen Herzens bemeistert habe; so ist eine Warnung für jeden Schriftsteller, nie mehr zu sagen, als er wirklich glaubt.

S. 338. Weil mehr mittelmäßige Menschen als Genies sind, so sind auch mittelmäßige aber brauchbare Schriften höher zu schätzen, als Theodiceen und Encyclopedische Einsichten. Eine Mosaïque ist zur Zeit der Noth nicht

Sittenlehre und Staatskunst waget, und darüber lächerlich wird: so ist dies eine Warnung für jeden kleinen Geist, nichts zu unternehmen, das seine Kräfte übersteigt.

Diese Schutzrede für mittelmäßige Schriften ist elend. Die mittelmäßigsten Menschen brauchen Theodiceen und encyclopädische Einsichten. Eine Brandmauer ist noch vielmehr werth, als eine mittelmäßige Schrift, wie

nicht einer Brandmauer werth.

wie zum Exempel, der Herr und der Diener, die Beherzigungen und Reliquien, aber eine Theodicee läßt sich mit keiner Mosaïque vergleichen.

Hier haben Sie also meine Probe, nun will ich Ihnen noch auf das übrige ihres Briefs antworten. Sie können die Ursachen nicht errathen, warum der v. M. dem Prof. Gellert, der niemanden die geringste Anleitung giebt, so übel mitspielen sollte? Ursachen genug, daß Gellert ein wahrhaftig tugendhafter Mann ist, und Eigenschaften hat, die jenem ewig unachahmlich bleiben. Kann ein Heuchler vertragen, wann ein anderer das Gute wirklich so ausüben kann, als er es preiset? Wann Sie dieses und die andern Züge, die ich Ihnen angegeben habe, zusammen nehmen, so wird Ihnen auch meine Aufforderung der Armen nicht verwegen scheinen. Sie glauben, er müßte, um sich den Ruf eines guten Christen zu erhalten, manchesmal Proben
der

der Mildthätigkeit beweisen. Ich kann Sie versichern, er weiß seine Sachen allemal so einzurichten, daß es ihm nichts kostet; Er weiß Almosen zu geben, ohne daß er seinem Beutel Ungelegenheit machen darf; gute Empfehlungen an andere fromme Seelen geben ihm das Verdienst, sich aufzublähen, und zu sagen: Dieser oder jener hätte ohne mich nicht so viel bekommen. Eine milde That ist mir doch von ihm bekannt: Er nahm einmal ein Bettelmägdchen von der Gasse in sein Haus auf. Nachdem er durch alle Strenge eines Zucht- und respectiven Schulmeisters vom Lande, durch Ruthenstreich, Erbsenknien, und d. gl., das Mägdchen nicht dahin bewegen konnte, daß sie geheuchelt, und die Regungen des Heylandes vorgegeben hätte, und das Mensch selbst so groß wurde, daß er ihr endlich Schande halben einen jährlichen Lohn hätte geben müssen, so jagte er sie wieder fort.

Das erstemal, wenn ich Ihnen wieder schreibe, will ich die Antwort an den Herrn Inspector Ortmann zur Hand nehmen, und Ihnen, ihrem Verlangen gemäß,

mäfs, meine Anmerkungen dabey machen. Ich will Ihnen auch das Schreiben an den Magum in Norden übersenden, und künftig einmal melden, was mir auch von diesem gelehrten Streite bekannt ist.

Ich bin etc.

Achter Brief.

Hier haben Sie die Gedanken, die mir bey der *M Antwort* auf des *Herrn Inspector Ortmanns Sendschreiben* beygefallen sind. So sehr sich der Hr. v M. bemüht, durch seine Schriften den Ruf eines wahren Christen, freymüthigen Patrioten, grossen Genie und Staatsmanns zu erhalten; so haben sich doch noch immer geschickte Männer gefunden, die seine Schwäche und verkehrten Meynungen eingesehen haben.

Da aber diese Männer sein Herz nicht kannten, so haben sie ihn nur als Schriftsteller beurtheilt, und sind fast alle viel glimpflicher mit ihm umgegangen, als er es verdient; dahin rechne ich *die Verfasser der Briefe über die neueste Litteratur, die allge-*
mei-

meine Bibliothek, und gewiss auch den würdigen Herrn Inspector Ortmann.

Da ich diesen Geistlichen von Person nicht kenne, und durch so überzeugende Beyspiele schüchtern gemacht bin, Schriftsteller nach den Grundsätzen zu beurtheilen, die sie in ihren Schriften äußern; so würde ich ihn nur seiner Mäßigung wegen loben, wenn mich nicht die Zeugnisse und guten Handlungen, auf die er sich berufen kann, gewiss überzeugten, daß sein Herz unvergleichlich besser, als des Hrn. v. M . . seyn muß. Möchte doch dieser so glücklich seyn, und 100 Rthlr. angeben können, die er Zeit seines Lebens unter die Armen vertheilt hat; sollte er nicht, wann er in des Herrn Inspectors Sendschreiben S. 52. liest, daß dieser milde Geistliche 700 Rthlr. so wohl angewendet hat; sollte er da nicht „Thränen vergießen, seufzen, das Buch „zuschließen, und wünschen: O! daß „ich doch auch so wäre!“, f. Reliquien S. 338.

Auf die unrichtigen und groben Ausdrücke, deren er sich gegen den Herrn Inspector bedient, hat ihm dieser auf eine, einem Geistlichen ganz anständige Art, zwar

zwar in dem Tone eines Mannes, dem Unrecht geschieht, jedoch ohne Spott und Bitterkeit geantwortet. Der Herr Reliquienmacher, der nichts gründliches zu antworten wufte, ergreift seinen alten Beystand, seine spöttische Schreibart, würzt sie mit frommen Anspielungen, und da er dabey eine gute Gelegenheit findet, der Welt vieles von seinem *erhabenen Beruf* und *Verdiensten* vorzulügen, so schreibt er die Antwort auf des Herrn Inspector Ortmanns Sendschreiben. Vom Anfange bedient er sich, zur Rechtfertigung seiner Antwort, der gewöhnlichen Ausflüchte, und wirft seinem Gegner S. 5. vor, „Er halte sich *bloß* an das persönliche, ohne die Ursachen zu widerlegen etc.,“ Wer des Hrn. Inspectors Sendschreiben unpartheyisch durchliest, wird diesen Vorwurf ungegründet finden; er giebt die Ursachen seiner Gesinnungen und seines Berufs durchgehends ganz überzeugend an; der biblische Witz vom Propheten Zedekia sieht seinem Verfasser ähnlich, und das darauf folgende von den Geistern ist ohne Verstand, oder widersprechend, daß er den Herrn Inspector vor aller Welt einen Enthusiasten geheissen

sen hat, und ihm Schwärmerey, Inspirationen Schuld giebt, das hält er für eine Kleinigkeit, ja, so gar noch vor eine Ehre für den Hrn. Inspektor, dafür hätte er sich noch bedanken sollen. In gewissem Verstande hat er recht; er hätte ihm noch übler begegnen können; er hat schlimmere Ausdrücke zu Gebote stehen.

Auf der eilften Seite kommt der fromme Mann, und reicht seinem Gegner die Hand. Man sollte glauben, alle Fehde war nun zu Ende; aber nein, er giebt ihm die eine Hand, um mit der andern desto ritterlicher zu fechten. Er erzählt, „dass er zu der Zeit, wie die *patriotischen* „*Briefe* heraus gekommen sind, selbst ein „Enthusiast vor die Sache des Königs gewesen sey; er will dieser Denkungs- „Art beträchtliche Vorthelle, das Kleinod der Ruhe, den unwiederbringlichen Verlust seiner Gesundheit aufopfert, und so schweren Verdruß erduldet haben, dass er noch trostlos seyn würde, wann er sich weniger als ganzer Treue bewußt wäre „. Eine kleine Erläuterung mit Beweifs und Exempeln geziert, wäre hier bey einer

so unwahrscheinlichen Erzählung eben nicht am unrechten Ort angebracht gewesen. Die *beträchtlichen Vortheile* müssen nicht in Schätzen dieser Welt bestanden haben. Man weiß, daß der Hr. v. M. der vor seiner Verheurathung so arm war, als er den Hrn. von Justi in seinen Reliquien beschreibt, seit zehen Jahren ein ziemliches Capital zusammen gebracht hat. Wo er seine Gesundheit will verlohren haben, ist mir unbegreiflich. Er hat keine andere Krankheit, als das Podagra, das er so schön besungen hat, und das so höflich ist, sich allemal einzustellen, wenn er es den Umständen nach für dienlich erachtet. Die Aerzte suchen den Ursprung dieses Uebels nicht in moralischen Debauchen.

Ich übergehe unnütze Fragen und Gegenfragen, und komme zu dem S. 20. angeführten Exempel des Hrn. D. Fresenii. Da dieser Theolog nicht mehr lebt; so hätte der Hr. v. M. vielleicht besser gethan, wenn er sich auf lebendige Zeugen berufen hätte. Vielen ist diese Begebenheit noch bekannt, und der sichere Comitialgesandte kann noch jezo bezeugen, daß

dafs er der christlichen Entschuldigung des v. M. ungeachtet damalen von seinem Posten verdrungen, und der v. M. an seine Stelle gesetzt worden ist.

Dafs er S. 26. etc. und in andern Stellen so wichtige Folgen aus den Briefen eines Geistlichen ziehen will, ist lächerlich. Das Kriegsfeuer brannte hell genug, ohne dafs man es wirklich einen Religions-Krieg nannte. Die Grofsen, die Oel oder Wasser hinein giessen konnten, bekümmerten sich weder um den Reliquienmacher, noch um den patriotischen Briefsteller, und wenn denn der letztere auch ein Funke dieses Feuers gewesen wäre; so könnte ihm doch der erste nichts vorwerfen, da er nach S. 34. diese Ehre mit ihm theilen kann. Er sieht S. 29. ein, dafs ihm das *„Vater mit Rath,,* im Krieg nichts würde geholfen haben, warum sollte er nicht wissen, dafs es nach dem Kriege noch weniger Nutzen haben kan? Er *„hat es aber, gerade zu zu sagen, nicht „besser verstanden,,.* Der arme einfältige Mann. Er steht als Wächter auf seiner Warte, und hat vielleicht den Auftrag, die Schwärmer-Posaune zu blasen, ein

schöner Wächter, der 6 — 7 Jahre dazu braucht, einen Schwärmer zu erkennen, der alsdann erst Feuer - Allarm bläst, wann schon alles gelöscht ist. Es ist hier just der Fall, den er S. 45. angiebt, wo es
“der gefunden Vernunft zuwider ist, ei-
“nen Kranken erst sterben zu lassen, her-
“nach zu öffnen, und alsdenn zu demon-
“strieren, wo es ihm gefehlet, und durch
“welche Mittel er hätte gerettet wer-
“den können; er hätte ehender reden
“sollen, wenn er Blutvergiessen verhin-
“dern konnte.

Nunmehr tritt endlich der Staatsmann auf, und läßt S. 33. seinen Beruf sehen, der unter keiner gelehrten Gerichtsbarkeit stehet; er meldet: daß er in zwey Reichskundigen wichtigen Angelegenheiten die Feder geführt, und die Sayten dergestalt überspannt, daß solche als ein Funke des darauf erfolgten Kriegs angegeben worden. Er verschweigt weislich, daß seine Feder für diese Arbeiten gut bezahlt worden ist, und giebt sich nicht viel Mühe, seine Erzählungen zu beweisen.

Es ist ein Unglück für die protestantische Seite, daß er schon zu der Uezeugung gekommen ist, die er S. 35. angiebt, seine Feder wird uns nun vielleicht keine Deduction mehr liefern; ich hoffe aber, der Hr. v. M. wird zum Besten der Augspurgischen Confessions-Verwandten gnädigst überlegen, daß es keine Sünde ist, die Privat-Absichten unglaublicher Regenten zu befördern, wenn die wahre Religion und das Ganze Stärke und Nutzen dadurch erlangt.

Das Detail S. 36. schenkt ihm vielleicht der Hr. Inspector Ortmann, wir hätten so einen lehrreichen Roman mit Vergnügen gelesen.

Seinen Beruf dehnt er S. 42. und an vielen andern Orten ziemlich aus. Man sollte fast glauben, er widerspräche sich, da er S. 37. selbst erkennt, daß ihn weder Geburt, Pflicht noch Dienst zum Schreiben verbanden; allein einem Manne, der auf dem unbefleckten Ruhm eines ehrlichen Mannes, und auf das Privilegium der Freyheit so männlich trutzen kann, darf man so kleine Fehler nicht aufrücken, er hat ein Recht dazu, das tausend andere nicht haben.

Die Anekdote S. 40. sollte mich auf die Gedanken bringen, daß man in Berlin auch Reliquien machen könnte; ich glaube aber, der Hr. v. M. wird sich sein Privilegium nicht nehmen lassen, und *diese* wenigstens an Kindesstatt annehmen. Die folgenden Zeilen stecken voll aufgebläsen Hochmuths, und enthalten Flosculn ad modum Weislingeri, Bandeli &c.

Was er zu Entschuldigungen seiner Majestät beleidigende Ausdrücke S. 46. und weiter mit boshaften Winkelzügen und neuen Lästereien anbringt, wird von mir nicht einmal nachgesprochen. Die Augen eines Riesen, der den Raum von Colossen braucht, können kleine Insecten nicht bemerken, sie können sich so großen Körpern ungestraft nähern, alles, was ich befürchte, ist ein Abisai ohne Befehl.

S. 50. ist er so vermessen, sich auf sein Amt zu berufen, und seine faubere Sprache als eine ausgemachte Pflicht anzugeben. Kann wohl sein Herr einen Gefallen an seinen schändlichen Gemälden haben, oder glaubt er, man wisse die Function eines Oberrheinischen Kreisgefandten nicht? Pro memoria, Relationen und Pro-

Protocolle einzuschicken, auf den Römer zu fahren, und dort zu sprechen, wenn es gilt, aber nicht Reliquien zu schreiben, damit werden keine Cassenrückstände bezahlt, und weder dem Herrn noch dem Kreis, oder dem ganzen römischen Reich die geringsten Dienste geleistet. Warum haben dann die andern vortreflichen Herren Gesandten nicht den nemlichen Beruf, warum hat der Hessencasselifche D^{nus} Legatus allein den Auftrag, Reliquien zu schreiben? Ein munterer Wächter einer andern Macht, an welcher er sich vergeht, könnte seinen Beruf in Frankfurt bald klar machen. Er sagt, er wolle aufhören, wenn — ihm sein Posten nicht mehr befiehlt, laut und deutlich zu reden. Er würde nie angefangen haben, wenn er bedacht hätte, daß er außer dem Kreis-Convent gar nichts zu sprechen hat.

Endlich kommt er wie Elihu, der Sohn Baracheel, im Buche Hiob, mit dem, was ihn lange gedruckt hat, endlich kommt er zu seinem Zwecke, nachdem ihm die Rede lange in seinem Bauche geängstigt hat, und sagt uns, daß die Reliquien in Wien gelesen worden sind, noch ehe er

selbst ein gedruckt Exemplar in Händen gehabt, daß sie in dem Pallast des Kayfers selbst gelesen worden. *In dem Pallast?* Wo? in der Küche, oder unter dem Dache? Das erfahren wir nicht. Er weiß geschickt zu antworten; er will dem Hrn. Insp. Ortmann sagen, was er für ein Land in den Reliquien meyne, und meldet ihm, *die Reliquien sind in Wien gelesen worden,* Das wußten wir vorher. Der P. Abraham von St. Clara wird auch in Berlin gelesen, vielleicht auch gar von seinen Liebhabern im königlichen Schlosse.

Der Schluss dieses Antwortschreibens ist fromm. Hätte der Verfasser das am Ende angeführte schöne Beyspiel eher vor Augen gehabt; so wären vielleicht weder Reliquien, noch Sendschreiben und Antworten an das Tageslicht gekommen. Leben Sie wohl.

Neunter Brief.

Hier haben Sie denn endlich das verlangte treuerzige Schreiben eines Laien-Bruders im Reich an den Magum in Norden; Mich wundert, daß Sie es noch nicht gele-

lesen haben, da es zu Erbauung gutwilliger Seelen auch in den gesammelten moralischen und politischen Schriften einen Platz hat ausfüllen müssen. Sie haben Sich freylich betrogen, da Sie es aus dem Catalogo an seinem Titel für eine einfältige Satire einer oder der andern Parthey des letztern Krieges gehalten haben. Es kamen freylich allerhand Skartecken unter dem Titel von Briefen der Layenbrüder heraus; allein das gegenwärtige ist eine satirische, witzige, sokratische fromme Vertheidigung, zu welcher die Nachschrift am 189. Br. in den Briefen, die neueste Litteratur betreffend, Anlaß gegeben hat.

Nachdem der Verfasser dieses und einiger vorhergehenden Briefe, die *Beherzigungen* mit vieler Gründlichkeit und Achtung für den Verfasser recensirt hat; so hängt er S. 35. folgende Nachschrift an.

“Ich muß Ihnen noch ein Urtheil über
“den *Herrn und Diener* mittheilen, das vielleicht von dem Verfasser der sokratischen Denkwürdigkeiten herrührt. Es
“ist auf einen einzelnen Bogen, der den
“Titel: *vermischte Anmerkungen über die Wort-*

„fügun*g* in der *französischen Sprache*, hat, sehr
 „zufälliger Weise eingerückt worden. In
 „seiner Art ist es vortreflich, wenn auch
 „der Hr. v. M. in einigen Stücken dage-
 „gen könnte vertheidiget werden.

„Diese Rapsodie „, sagt der Verfasser,
 „ist zum Theil aus *französischer Seide* ge-
 „sponnen, dahero man so gewissenhaft
 „gewesen, Frankreich mit Wucher für
 „den Gebrauch seiner Materialien Erstat-
 „tung zu thun. Ein abermaliger Beweis
 „*deutscher Ehrlichkeit*, der aber dem Wachs-
 „thum der Klugheit oft Eintrag thut.
 „Der eine von den Uebersetzern hat zu
 „eifertig den Diener durch Serviteur ge-
 „geben, sonst würde ihm Valet de Cham-
 „bre eingefallen seyn. Da die glänzende
 „Haut des Originals viel Aufsehen gemacht
 „hat; so soll eine summarische Zergliede-
 „rung des innern Baues hier eingerückt
 „werden —. Der Autor scheint ein
 „Fremdling im Cabinet, doch desto be-
 „kannter im Audienz - Saale und in der
 „Canzley zu seyn. Die wahre Staats-
 „Kunst, zu thätig und zu schlau, sich mit
 „piis desiderii aufzuhalten, muß auch
 „nicht mit Sittensprüchen, Wirthschafts-
 „Vor-

„ Vortheilen und Ceremonial - Gesetzen
 „ verwechselt werden —. Seine Bücher-
 „ und Weltkenntnis ist unzuverlässig fun-
 „ dusque mendax — auf den sich deuten
 „ liefse, was Horaz vom Umgange mit
 „ *Matronen* meynt

„ — — — — unde laboris

„ Plus haurire mali est, quam ex re decerpere fructus.

„ Ein Magazin des schönen Geschmacks
 „ kann die Urkunden der Gelehrsamkeit
 „ nicht vertreten. Das unstäte Auge ei-
 „ nes Neugierigen, (ohne den starren
 „ Blick eines *prüfenden*) Beobachters (zu-
 „ mal auf Reisen, und noch mehr an Hö-
 „ fen) ermüdet, ohne zu sättigen; giebt
 „ mehr Zerstreuung als Unterricht; ge-
 „ wöhnt zwar zum bewundern, aber
 „ nicht zum urtheilen; das im *Tadel* rich-
 „ tiger und feiner seyn muß, als im Lo-
 „ ben —. Die Unverdaulichkeit der Sa-
 „ chen macht die Schreibart ungesund,
 „ die mehr nach Galle und Efsig, als nach
 „ Salz und Gewürze schmeckt; mit Frost
 „ und Hitze abwechselt. Ein Pädagog
 „ großer Herren (die aber große Diener,
 „ sagt man, haben, und in der That am
 „ nöthigsten hätten.) Creuzz. des Philo-
 „ logen S. 39. „ und ihrer Diener, wird die-
 „ se

“ se licentiam poëticam eines Scholiaften
“ mit derjenigen Mässigung aufzunehmen
“ wissen, die zu dem hohen Alter und
“ den hohen Früchten desselben rathsam
“ ist, wovon die Vorrede *weissagt*. Des
“ *Hrn. v. M.* . . Gemüthe ist übrigens zu
“ edel, als dafs er die Küsse eines Wä-
“ schers den recht gut meynenden Schlä-
“ gen eines Liebhabers vorziehen sollte.

“ Ich habe zu dieser Beurtheilung nichts
“ hinzuzusetzen, als dieses, was ich schon
“ im Anfange angedeutet habe, dafs nem-
“ lich der Hr. v. M. blofs Willens gewe-
“ sen, unsere kleinen deutsche Fürsten
“ und ihre ersten Räthe unter dem Titel
“ von Staats-Ministern oder Dienern zu
“ schildern. An diesen kleinen Höfen
“ läfst sich oft das Cabinet auf die Canzley
“ reduciren; unterdessen bleibt die Be-
“ merkung des Kunstrichters von dem
“ Unterschiede der Cabinets- und Canzley-
“ Kenntniss doch sehr richtig, und der
“ Einfluss einer fauer gewordenen Den-
“ kungsart auf den Stil ist mit eben der
“ Genauigkeit entdeckt worden „.

Der Verfasser dieses Urtheils, welcher,
wie es scheint, in Königsberg wohnt, hat
nach

nach der Hand verschiedene kleine Schriften, und unter diesen die Abhandlung über die Wortfügung der französischen Sprache, unter dem Titel: *Kreuzzüge des Philologen*, herausgegeben.

Als die obstehende Stelle an das Licht kam; so säumte sich der Hr. v. M. nicht, und gab das beyliegende *treuherzige Schreiben* zu seiner Vertheidigung heraus. Ich habe schon in einem meiner vorigen Briefe meine Meynung davon gesagt, ich will nur noch hinzufügen, daß der Hr. v. M., seiner Verwahrungen ungeachtet, einen großen Neid blicken läßt; der Schluss zeigt es ganz deutlich an: er will den Philologen tadeln, und zeigt dadurch, daß er ihn nicht versteht; seine Laune will er ihm nachmachen, er hat sogar sein bisgen Griechisch hervorgefucht, um seinem Schreiben das bunte Ansehen der Schriften des Philologen zu geben, und doch sagt er: „Wer wird ihre glückselige Laune beneiden,“? Es ist mir aus 1000 Exempeln bekannt, daß gemeinlich die Herren, welche mit einem gewissen Bewußtseyn ihrer Unfehlbarkeit Bücher schreiben, noch ausser dem

Haf-

Hafte gegen die Kunstrichter, die Ihnen nicht schmeicheln, gegen ihre Mitbrüder, die etwa in dem nemlichen Journale Lob und Aufmunterung einerndten, einen herzlichen Neid und tödlichen Haß einfangen, der allemal das Vorurtheil bey sich führt, daß die Schriften des andern, in welchem Fach sie sind, nichts werth seyn können.

Der Hr. v. M. begnügte sich nicht mit dem treuherzigen Schreiben, er konnte seinem Witz in demselben nicht den völligen Schwung geben, es kam unter seinem Namen heraus, er befürchtete Antworten, welche er entweder hätte unbeantwortet lassen, oder seinen Character der Welt besser entdecken müssen. Seine Freundin, das tugendbelobte Fräulein von Klettenberg, das zum Troste des Christen in der Freundschaft so viel Gleiches mit ihm hat. Sie in einem Jahre mit ihm gebohren, in einem Tage getauft, die einerley Tugend und Gelehrsamkeit, ja so gar einerley Neigungen mit dem Hrn. v. M. hat, dieses züchtige Fräulein mußte ihr Heil in der Sokratischen Laune probiren, und das nachstehende Blatt drucken lassen,

fen, das, ohne Benennung des Orts oder Namens, in die Welt ausgesendet wurde. Ob dem Philologe Ehre oder Schande damit wiederfahren ist, will ich nicht untersuchen. Er konnte leicht merken, aus welcher Gegend so eine witzige Satire kommen konnte, sollte ihn auch nur das Provincialwort *Gickel* darauf gebracht haben. Hier ist also die Geburt der Fräulein von Klettenberg, so wie mir sie einer ihrer Freunde mitgetheilt hat.

* * * *

Demüthige Anfrage

Mein

Sebastian Caspar oo $\frac{bo}{CL}$

aus dem Hause Diogenes

an den

Hoch und Ueberwohlgelahrten Herrn

Johann Georg oooo $\frac{oo}{oo}$

* * * *

Mein

Mein adeptischer Herr!

Bey dem flackernden Schein einer leuchtenden Strohfackel der Vernunft habe ich den meisten Theil meines Laufs zurückgelegt.

Ein Zufall, der viele moralische Aehnlichkeit mit *dem* hatte, der jenen scharfsichtigen Pharifäer blind machte, löschte solche meine Fackel aus, und zündete mir an deren Statt die Lampe der Selbsterkenntnis an, die von dem Oel *höherer Zuflüsse* genährt, und in der Laterne der *Demuth* bewahrt wird.

Mit dieser wandere ich nun durch die Welt, und suche *Menschen*. Ein Mensch ist, meiner Einsicht nach, ein Geschöpf, das lebhaft erkennt, daß es *nichts weiß*, nichts aus sich selbst kann, und nach dem Ausdrücke des von Ihnen in den socratischen Denkwürdigkeiten angeführten fein und richtig denkenden Schwärmers, auf das Lehnen an einen Freund gewiesen ist.

Wie froh wurde ich, als Sie mir den grossen Socrat als einen Menschen schilderten!

Wie

Wie erfreute ich mich, als Sie mir die Magi aus Morgenland als solche darstellten!

Wie sehr hoffte ich, noch mehrere dergleichen Hervorbringungen Ihres schöpferischen Geistes zu sehen.

Es zeigt sich ein neues Blat

Ich brenne vor Verlangen;
aber wie sehr wird meine Hofnung betrogen, es erscheint ein Gickel.

Wer sind *Sie*, glücklicher socratischer Schilderer? Sind Sie niemals *der* gewesen, vor *den* ich Sie gehalten habe, oder vergessen Sie sich selbst?

In Caiphass Hof krächte der Hahn, im Tempel fand man diese Thiere nicht.

Zehender Brief.

Ich habe die Briefe des Hrn. v. E. durchlesen, und sende Sie hiermit wieder zurück. Ich weiß nicht, ob ich ihre Absicht, sie drucken zu lassen, loben oder tadeln soll. Der Hr. v. M. verdient es freylich, daß ihm im Angesicht der Welt die

Larve abgezogen wird, und die Briefe selbst enthalten Wahrheiten, die jeder mann dafür erkennt, der ihn kennt; unterdessen wünschte ich, daß es durch jemand anders als den v. E. geschähe. Seine Briefe haben keinen rechten Zusammenhang, und sein Stil stockt gar oft. In der Materie selbst hält er sich hie und da zu lange auf. Manches wiederholt er, und manches rückt er dem v. M. auf, das eigentlich nicht zu der Absicht dieser Briefe gehört. Er kann sich freylich allemal damit entschuldigen, daß sie nicht vor den Druck geschrieben sind, und alsdenn habe ich, wenn das Publicum damit zufrieden ist, weiter nichts zu sagen.

Anfänglich hatte ich auch meine Bedencklichkeiten bey den Stellen, die den ältern M . . . angehen. Sein moralischer Character ist mir nicht bekannt; allein seinen Ruhm unter den Rechtsgelehrten hielt ich für entschieden. Einer meiner Freunde, der ein großer Publiciste ist, und meine Meynung hörte, gab mir recht, daß ich ihn vertheidigte, und antwortete aus Josua 9. v. 21. *“Lasst sie leben, daß sie Holzbauer, und Wasserträger seyn der ganzen*
“G2-

„Gemeine. Der ältere M . . ist ein Gibeoniter,
„ein Sammler, wie Lünig zu seiner Zeit“.

Ob ich nun gleich mit den critischen Stellen in diesen Briefen nicht allemal zufrieden bin; so muß ich doch, da ich Gelegenheit genug gehabt habe, den Hrn. v. M. kennen zu lernen, aufrichtig bezeugen, daß die Beschreibung seines Herzens in allen Zügen richtig und nicht übertrieben ist.

Sollte ein Mann, wie in der *allgemeinen Bibliothek* der Recensent der gesammelten moralischen und politischen Schriften des Hrn. v. M. 2 B. 1 Stück, ihn so gut kennen, als wir, so wünschte ich, durch seine Feder die Aufdeckung des Characters zu lesen, der in den Briefen beschrieben ist. Dieses Urtheil, das, nach meiner Einsicht, ein Meisterstück in seiner Art ist, lege ich hier abgeschrieben bey, und ersuche, es den Briefen beydrucken zu lassen; es wird seinen Verfassern zu keiner Schande gereichen.

Seine Kenntniss des menschlichen Herzens kann ich nicht genug bewundern. Er kennt wirklich den Hrn. v. M. voll-

kommen aus seinen Schriften; er verbirgt aber seine Entdeckung, weil er zu discret ist, und seine Einsichten nicht für unfehlbar hält. Ich wünsche, daß der nemliche Recensent auch die Reliquien zu bearbeiten haben möge. Ich bin begierig auf eine Critick der allgemeinen Bibliothek über dieses Buch, und beharre übrigens etc. etc.

Allgemeine
Deutsche Bibliothek.
 Des zweyten Bandes
erstes Stück.

I.

F*riederich Carls von Moser* gesammelte moralische und politische Schriften. Zweyter Band, Frankfurt am Mayn, bey Gebhard, 1764. gr. 8. 1 Alphas. 11 Bogen.

Die Stärke dieses berühmten Schriftstellers liegt in einer naiven Erzählung seiner Beobachtungen, und der Dreistigkeit seiner daraus gezogenen Urtheile. Da er damit eine Kenntniß vieler treffenden Anec-

Anecdoten, und eine Kunst, sie in das zur Entdeckung der Aehnlichkeit nöthige Licht zu setzen, verbindet; so hat dies seinen Schriften ein Interesse mitgetheilt, wodurch jeder zu den willigsten Lobsprüchen bewogen worden. Allein, alle diese erwähnten Stücke sind nicht unerschöpflich, und Schriftsteller, welche das Publicum mit selbst ausgedachten Urtheilen unterhalten, müssen sich doppelt hüten, viel zu schreiben, weil sie Gefahr laufen, nicht sowohl andere, als sich selbst auszuschreiben. *Voltaire* ist es so ergangen. Einem *Rousseau* widerfährt das nemliche. *Eloise* und *Emile* enthalten schon eben dieselbe Gedanken und Urtheile, die in seinen vorhergehenden Stücken vgetragen sind. Beyde haben aber den Vortheil ergriffen, ihr Einerley in verschiedenen Gestalten darzustellen. Oden, Romanen, Briefe, Parcen und nun vollends Taschen - Dictionnaire hat der Genfer Nachbar gewählt. Der Genfer Bürger beynahe eine gleiche Abänderung. *Der Hr. v. M.* hingegen hat noch dazu immer eben denselben Vortragston beybehalten. Dafs dieser Schriftsteller sich selbst ausschreibt, ist in seiner Abhandlung *von der*

Aufrichtigkeit, die das erste Stück in dieser Sammlung ausmacht, deutlich zu sehen. Doch da dieses seinem eigenen Ruhme am schädlichsten ist; so könnten wir darüber hinsehen. Aber daß darinn gewisse Gedanken wiederholet sind, die entweder gar keinen Sinn haben, oder grundfalsch sind, ist einem denkenden Kopfe, wie *der Hr. v. M . .* ist, nicht so leicht zu verzeihen. Diese Gedanken zu widerlegen, scheuet sich mancher, weil sie fromm scheinen, und man sich durch Widerlegung derselben in den Verdacht der Gottlosigkeit setzen könnte. Wir haben aber zu der Unterscheidungskraft unserer Leser ein besseres Zutrauen, und wagen es, einige dieser Sätze etwas näher zu beleuchten.

(S. 266.) „Die Tugenden der Welt-
 „Menschen sind einem Kinde Gottes
 „gleichgültig, ja eckelhaft,“, *der Hr. v. M.*
 wird nicht läugnen, daß unter unsern Vorfahren, die manches Nützliche gestiftet, nicht alle im Stande der Wiedergeburt sich befunden, daß uns aber doch gegen dieselbe Pflichten des Andenkens, der Dankbarkeit, der Nachahmung aufgelegt seyen, die doch unmöglich zu erfüll-

füllen sind, wenn wir ihre Thaten mit Gleichgültigkeit betrachten, ja aus Eckel gar die Augen davon wegwenden dürfen. Man hat es längstens den Conventickeln einer Mischung von Rechtschaffenen, Narren und Heuchlern vorgeworfen, daß sie alles, was nicht von einem aus ihrem Anhange herrühret, für unrein schätzen, und verachten: sollte der *Hr. v. M.* hier wirklich ihren Grundsatz in voller Form vorgetragen haben? **GOTT** allein, der das Herz kennet, kömmt es zu, dasselbe bey einer nützlichen That mit in Anschlag zu bringen, und vor seinem Auge kann manche gute Anstalt befleckt und verwerflich scheinen, die vor uns, ihrer Nützlichkeit wegen, immer verehrungswürdig bleiben muß. Der Israelitische Priester durfte deswegen die Brandopfer nicht zurückweisen, ob sich gleich der Herr sehr strenge geäußert hatte, daß sie ihm nicht gefielen.

Eine heimliche Rache an den Weltkindern, deren oft erwiesene Ueberlegenheit an wahren Verdiensten zuweilen einen frommen Neid erregt, dürfte wohl bey manchen die Maxime, die wir itzt bestreiten, veranlaßt haben. Man könnte

es noch übersehen, wenn dergleichen Leute dagegen auf Verstand und Einsichten, die sie hassen, Verzicht thäten. Allein es scheint, daß sie bey allem Manna, das sie sich ausschließungsweise zu eignen, doch zugleich nach Egyptens Fleischtöpfen lüftern seyn. Frömmigkeit soll auch Verstand geben, und zwar nicht bloß das Verständniß, welches zum geistlichen Leben, und zur Führung des Christenthums nöthig ist, sondern auch die Klugheit, welche die mannigfaltige Vorfälle in öffentlichen und besondern Angelegenheiten unumgänglich erfordern.

(S. 315.) „Der Geist Christi macht seine
 „Schüler nicht dumm, er heitert viel-
 „mehr ihre Begriffe über *alle, auch zu ih-*
 „*rem äußerlichen Leben und Wandel gehörige*
 „*Begriffe so auf*, daß sie alles mit weit
 „klärern, schärfern und unpartheyischen
 „Augen ein- und durchsehen, als, die —
 „in dem schwachen Lichte ihrer eige-
 „nen Erleuchtung zu wandeln geden-
 „ken,,. Ein Schwärmer hat vielleicht
 einmal einen solchen wunderlichen Satz
 behauptet; Aber wir müssen gestehen,
 bey einem Manne von den Einsichten des

Hrn.

Hrn. v. M. hätten wir nicht Gedanken gesucht, die man entweder für nichts als für einen frommen Schall halten muß, oder die den größten Vorurtheilen Thür und Thor öffnen. Sollte man nicht denken, das Geschäfte des Geistes, der die Neigungen des Menschen lenket, bestehe wirklich darinn, daß er den Menschen in allem, was zum Leben gehört, unterrichte? Wenn dies wäre, müßte man nicht von demselben zuerst den Unterricht in den Grundsprachen der Bibel erwarten, und müßte also nicht vor allen Dingen jeder Glaubiger im Hebräischen und Griechischen sehr stark seyn? Niemand hat jemals behauptet, daß der Geist Christi dumm mache, sondern nur, daß sehr viele herzlich dumm sind, die den Geist Christi zu haben glauben, und daß man in weltlichen Dingen einfältig bleiben könne, wenn man gleich ein redlicher und wahrer Christ ist. Der *Hr. v. M.* selbst sagt dies ausdrücklich in einer andern Stelle eben dieses Bandes. Und hier treibt er die Gefälligkeit gegen einige Leute so weit, daß er folgendes hinschreibet:

(S. 310.) “Ich habe fromme Leute gesehen, die zur Verwunderung aller, aus ihrer Frömmigkeit, treffliche Einsichten in ihren Berufsgeschäften bekommen, ob man sie sonst gleich von ihnen nicht erwartet,,: Als ob nicht diese Zunahme an Einsichten bey sehr mittelmässigen Köpfen von der langen Uebung in einem Gewerbe weit eher herührte, als von der *Wirkung* des Geistes.

Laßt uns einmal die Begriffe untersuchen. Es giebt wahre fromme, und anmaßliche Fromme. Die erstern finden sich in allen Religionen. Ihr Character besteht in einer solchen durch Uebung erlangten Richtung des Herzens, der zu Folge die Ehre und der Dienst des von ihnen erkannten Gottes, der oberste Bestimmungsgrund aller ihrer Handlungen, die eine solche Aufmerksamkeit verdient, ist und bleibt. Da die Klugheit in den Geschäften theils auf die richtige Unterordnung der Zwecke, theils auf die geschickte Verbindung der Mittel mit den Absichten, theils auf eine leichte Erfindung der nöthigen Werkzeuge ankömmt; so ist unbegreiflich, daß die Uebung, einen

nen gewissen obersten Zweck sich zu denken, auch einen nothwendigen Einfluß auf die letztbenannte drey Stücke haben, und dieselbe unvermeidlich nach sich ziehen sollte. Mit andern Worten: Frömmigkeit wirkt nicht unausbleiblich die Geschäftsklugheit; — Aber vielleicht den Verstand, der zu den Wissenschaften gehört? Dieser ist nichts anders, als eine für jeden Innbegriff von Kenntnissen schicklich abgemessene Zusammenstimmung der mancherley Seelenkräfte, und diese Zusammenstimmung der Seelenkräfte wird ja nicht durch die bloße und feste Vorstellung des richtigsten Bewegungsgrundes unserer Handlungen gewirkt. Es kann jemand GOTT vor Augen haben, ohne deswegen eine lebhafte Einbildungskraft, ein fertiges Gedächtnis und Witz und Scharfsinn zu besitzen. Die Anwendung auf die Frömmigkeit des Christen ist leicht.

Nun kommen aber zwei Einwendungen zum Vorschein: 1) „der Fromme ist für
„Leidenenschaften bewahrt, und sein Ver-
„stand heiter“, . Gut! für einigen Leiden-
schaften, oder für allen? Niemals
Schwach-

Schwachheiten und niemals Vorurtheile? Ueberdies verschaffen einige gute und richtige Urtheile noch nicht die Oefnung des Kopfes, welche erst durch ein gewohntes Nachdenken über die verwinkelteste Verknüpfungen erworben wird.

2) „Eine übernatürliche Kraft, die den Frommen erleuchtet, kann viel thun,“ Ja, aber zu ihrem Zweck, und nichts, was dazu nicht gehöret. Nun ist es allgemein zugestanden, daß tiefe Einsichten und Klugheit in Geschäften gar nicht wesentlich zur Bildung des Christenthums seyn; folglich wird auch derjenige, der es in den Seelen vermehret, auf die erstere seine übernatürliche Kraft gar nicht verwenden.

Der *anmaßliche Fromme* hat noch weniger Anspruch auf Verstand — bloß seiner Frömmigkeit wegen. Er beschäftigt sich, wie er sagt, einzig und allein mit den Gedanken an seinen Heiland, ihm bethet, ihm singt er, von ihm spricht er mit andern auserwählten Seelen, seine Liebe für diesen Heiland prüft er an sich, und andern, und jede Kenntniss, jede Unterredung, die nicht auf diesen Heiland unmit-

mittelbar führet, hält er für fündlich, oder doch für höchst unnütz. Ich sage nichts vom Handeln, weil dies sehr oft bey Singen, Bethen, Seufzen und Reden wegzufallen pflegt, und höchstens in Enthaltungen, selten in wahren Ausübungen zum Besten des Nächsten bestehet. Dies ist eine wahre Beschreibung von Leuten, die boshaft genug sind, um gesunde Vernunft für eine Feindschaft gegen das Christenthum auszugeben, und einfältig genug, um sich nicht anders belehren zu lassen; die einen gewissen *Cant* * auswendig lernen, und sich daran, wie an Handwerkswörtern, erkennen, jede andere Sprache aber für ungöttlich halten, und die zum Glück durch ihre Lehren zu sehr verrathen, daß ihre Religion nicht von Gott sey, weil sie die wahre Bestimmung des Menschen aufheben würde, wenn man sie befolgen müßte. Es mag einem veralteten gnädigen Fräulein leicht fallen, ihren Müßiggang auf eine solche Art zu verandächtlen; aber wer in den verschiedenen Ständen des Lebens, der göttlich-

* Ein englischer Ausdruck, der eine Art zu reden bedeutet, die einer gewissen Secte, oder andern Gattung von Menschen, gleich ist.

lichsten Bestimmung nach, dienen muß, kann unmöglich JESUM *zunächst ohne Aufhören* in Gedanken haben. Armenrechnungen durchsehen, und sie beschleunigen, ist besser, als auf die Blähungen des Magens und Veränderlichkeit der Laune Acht geben, und eine Anstalt für Nothleidende treffen, ist GOTT angenehmer, als einem Freunde, oder einer Freundin, die noch zuweilen wiederkommenden Versuchungen des Fleisches mit frommer Beklemmung offenbaren. Und dergleichen Geschwätze unter Leuten, die eine zugestandene Unwissenheit in Beurtheilung der natürlichen Veränderungen der Seele haben, dergleichen Geschwätze sollte ihre Einsichten vermehren? Ihr Verstand, dessen pflichtmäßigen Anbau sie vorsetzlich verabsäumen, ja wol gar an sich unmöglich machen, ihr Verstand sollte durch die Bilder von Braut und Bräutigam, die sie sich machen, klärer werden?

Es wird hoffentlich noch im Gedächtnis seyn, daß wir itzt von der zwoten Gattung der Frommen reden, und nicht von der ächten — Aechte und anmaßli-

liche Fromme, sollten sie also zu Staatsgeschäften unbrauchbar seyn? Hindert die Frömmigkeit daran? Unmöglich! Ich bin auch der Meynung. Die Frömmigkeit hindert nicht, und fördert nicht, besser: sie fördert vielmehr in Vermehrung der pflichtmäßigen Treue. Warum schließt man denn so oft die Frommen davon aus? Die unächte Art mit Recht; die ächte, weil sie zufälliger Weise ihre Einsichten zu sehr beschränken, und durch die Verwirrung der ihnen obliegenden Sorgfalt für die zeitliche mit der Sorge für die ewige Wohlfarth der Unterthanen alle Zwecke, die bey der Verwaltung eines Staats sind, verrücken, wodurch offenbar alles in einander geworfen wird. Wenn aber der *Hr. v. M.* sich am Ende mit nichts weiters zu helfen weiß, als damit, „dass ihm die Fehler eines frommen Staatsministers lieber seyn, als die Heldenthaten eines Gottlosen,“ dürfen wir ihn nicht bitten, die Hand auf die Brust zu legen, und zu bedenken, ob er dies nicht bey einem andern für etwas mehr als Chicane halten würde? Denn einmal ist ja hier nicht die

Re-

Rede von Privatfehlern, deren schlimme Folgen meist unmerklich seyn können, wenigstens für andere, sondern von Staatsfehlern, die gleich das Unglück von vielen tausenden nach sich ziehen; hernach ist auch nicht bloß von Heldenthaten, sondern von jeder erspriesslichen That, von jeder nützlichen Verordnung, von jedem grossen und heilsamen Unterfangen, die Rede. Und dergleichen verdienstliche Handlungen, wodurch tausende glücklich werden, die aber ein Unwiedergebohrner verrichtet, diese sollten bloß deswegen nachzusetzen seyn, einem Versehen, schwanger mit Elend — für ein ganzes Land, das aber das Versehen eines Wiedergebohrnen ist?

Durch ein Exempel, das wir erdichten wollen, läßt sich diese Sache am besten erläutern. Ich stelle zween Minister nach einander an das Staatsruder. Der eine wolüstig, ränkevoll, unglaublich, aber seinem Herrn und Lande zugethan, und mit den Vortheilen desselben bekannt, schliesst mit dem benachbarten Fürsten, dessen Christenthum eben so verdächtig, seine Macht aber unstreitig ist, ein Bündniß, und

rettet dadurch bey ausbrechendem Kriege den Staat von dem gedrohten Verderben. Ihm folgt ein wahrhaftig frommer Minister, der aber mit dem irreligiösen Prinzen, aus Abscheu gegen irgend eine Gemeinschaft mit Gottlosen, das Bündniß nicht erneuern will. Der Nachbar rächt es; tausend kommen ins Elend, und das Land wird verheeret. Dieser Fehler des Wiedergebohrnen sollte mir lieber seyn, als die Klugheit des Sünders?

Wir hören auf, zu widerlegen, weil der *Hr. v. M.* nur sich selbst am Ende seiner Sammlung lesen darf.

Es ist ein Stück in dieser Sammlung, betitelt *über das Podagra*. Wir merken das einzige davon an, daß die poetische Beschreibung, womit der *Hr. v. M.* anfängt, für jede andere schwere Krankheit gelten könne, daß sie also gefehlt sey. Ueberhaupt sind alle dergleichen Ausarbeitungen seinem Genie zuwider. Er muß sich zwingen, sich in einer unnatürlichen Stellung erhalten, und so kann nie etwas Gutes heraus kommen.

Das wichtigste und das neueste in der Sammlung ist eine Reihe Briefe, darinn *der Hr. v. M. die schönen Wissenschaften und Künste im Bunde und Glanze der Religion vorstellen will.* Es sind neun Briefe, die wir zweymal gelesen haben, ohne recht den Inhalt davon zu behalten. Das wesentliche mag etwan wohl dies seyn, das man die schönen Wissenschaften treiben könne, und zum Theil treiben müsse, weil der itzige Zustand der Gelehrsamkeit und der Welt auch Geistlichen dies nothwendig mache: das man sie nicht missbrauchen dürfe, und das man sie weglegen solle, sobald eine innere Stimme uns zu etwas anders ruft, weil *sonst der Freund vorüber gehe.*

Der Stil dieser Briefe ist gegen das Ende *mystisch - pretiös*, im Anfange soll er noch *witzig* seyn, durchaus aber ist er außerordentlich in langen Perioden, überflüssigen Worten, und gezwungenen Wendungen *schleppend.* Einige Freunde des *Hrn. v. M.* scheinen ihn durch Vorwürfe über seine schönen Schriften, und über das Lesen witziger und weltlicher Schriften in Verlegenheit gesetzt zu haben. An statt die
Ach-

Achseln darüber mitleidig zu zücken, oder solche Leute zu ermahnen, daß sie mit ihm Gott für das Genie, das er ihm verliehen, danken sollten, sucht er einigermaßen diese Leute mit den schönen Wissenschaften auszuföhnen. Wir wollen aber wohl sagen, daß dieser Versuch vergeblich sey, weil die natürliche Unversöhnlichkeit zwischen Dummheit und Witz nie wird gehoben werden. Er führt die Einwürfe an, die man zu machen pflegt, daß man z. E. das Herz mit etwas andern als mit Jesu beschäftigen lerne, u. d. m. Wir wollen gleich hinzufügen, was der *Hr. v. M.* selbst gründlich zeigt, daß wir nicht hier auf der Erden seyn, um allein an Jesum Christum zu denken, und daß dies eben der unwiderlegliche Beweis gegen eine nicht von Gott herrührende Religion oder Heiligkeit sey, wenn sie Sachen fordert, die der Bestimmung des Menschen widersprechen.

Wie gesagt, solchen Leuten zu lieb, die dergleichen Einwürfe zu machen im Stande sind, belohnt es sich nicht der Mühe, an eine Widerlegung zu denken. Sie helfen

sich zwar durch den witzigen Einfall, wie sie glauben: „Entweder hier vor der Welt ein Narr, oder dort vor Gott,“. Allein sie bedenken nicht, daß sich noch zwey Fälle denken lassen. *Der eine*, daß man weder hier vor der Welt noch dort vor Gott für einen Narren gelte. *Der andre*, daß es an beiden Orten geschehe. Wenn der eine Fall weniger gültig seyn sollte; so ist es doch gewiß der andere; denn es folgt gar nicht, daß man in Gottes Augen nothwendig klug sey, weil man in den Augen der Welt ein Narr ist. Der Dummkopf mag mit leiblichen oder mit geistlichen Augen beschauet werden; er bleibt allemal, was er ist. Unterdeffen weil es noch in Deutschland Universitäten giebt, wo Magistri und Doctores gegen die schönen Wissenschaften wüten; so wollen wir nach ganz einfachen und planen Vorstellungen einen Versuch machen, die Frage über die Rechtmäßigkeit des Fleisses, der auf die schöne Wissenschaften gewendet wird, zu beantworten.

Wenn man gerade zufragt, ob es erlaubt sey, schöne Wissenschaften zu treiben; so heist dies so viel als fragen, ob es erlaubt sey,

sey, eine *Imagination* zu haben? Auf die Art, sie andern zu erkennen zu geben, kömmt hier nichts wesentliches an. Man setze den Fall, daß wir Menschen nicht hörten, auch nicht Buchstaben zum Schreiben hätten, daß also die Lehre von Christo, seiner Person und Leiden uns müßte vorgemalt werden: dann müßte doch wohl jeder Pfarrer zeichnen können. Es fräge sich alsdenn, ob es besser wäre, Christum ordentlich und auf eine für das Auge erquickenden Art seiner theuern Gemeinde von Zuschauern vorzumalen, oder mit ungeübter Hand die Form eines Gesichts, das abscheulich würde, hinzuschmieren?

Wenn wir also eine Kraft haben, sinnlich zu denken; so müssen wir wohl unstreitig diese Kraft brauchen dürfen, und wenn wir sie brauchen dürfen; so sind wir doch wohl verbunden, sie auf die schicklichste Art zu brauchen. Da nun der schicklichste Gebrauch der Kräfte zu sinnlichen Vorstellungen eine Vollkommenheit gewähret, die man wegen der bloßen und schnellen Klarheit, womit sie erkannt wird, *Schönheit* nennet; so sind wir doch wohl verbunden, die Objecte,

welche wir sinnlich denken müssen, schön zu denken, oder mit andern Worten, die schöne Wissenschaften zu treiben. In der That, was sind diese anders, als die mannigfaltige zu mancherley Objecten geschehene Anwendung der Kräfte des schönen Denkens? So weit kann niemanden ein Zweifel übrig seyn, als solchen, denen nicht nur das schöne Denken, sondern fast alles Denken versagt ist.

Unterdeffen erstreckt sich diese Verbindlichkeit nicht auf jede mögliche Bezeichnung des schönen Denkens. Nicht jeder ist schuldig, ein Maler zu werden, um das jüngste Gericht, wie *Michael Angelo*, zu malen, oder ein Tonkünstler, um wie *Graun* die Passion zu setzen. Jeder nach seinen Gaben; und eben dergleichen ausgezeichnete Gaben verschaffen einen neuen Beweis, daß ihre Anwendung von uns erwartet werde. Es giebt eine Art der Bezeichnung des schönen Denkens, deren wir uns alle bedienen, die in dasselbe zum Theil mit hierinn geflochten ist, und die demselben, wenn sie unrecht gebraucht wird, ungemein hinderlich fallen kann. Diese Bezeichnung geschie-

schiehet durch die Sprache, und aus den übrigen angeführten Umständen erhellet nun, daß es eine besondere Obliegenheit gebe, für die möglichste Erreichung des Vollkommenen bey dieser Bezeichnung zu sorgen. Mit andern Worte hiefse dies nun: sich bestreben müssen, *wohlredend zu werden*.

Man hat nicht immer einerley Gegenstand, an den man denkt, noch viel weniger einerley Gegenstand, über den man sich auch vor andern auszudrucken Gelegenheit findet. Es fragt sich, ob es erlaubt sey, über mehrere Gegenstände schön zu denken? Es wäre unendlich, sie alle durchzugehen. Unter den mancherley Gegenständen, worüber man schön denken kann, ist auch Liebe, ist auch Wein. Ich wähle diese hier aus, weil sie den schönen Wissenschaften die meiste Anfechtung zugezogen haben. Es sind ihre parties honteuses. Mit Zittern fragt man, ob es erlaubt sey, auch über diese schön zu denken? Ob Noahs Nachkommen besser gethan hätten, vom Gewächse des Weinstocks elend, als schön zu reden? Beyde Fragen setzen das voraus: ob es

überhaupt nöthig sey, an mehrere Gegenstände und dann ins besondere an die benannte zu denken? Denn, wenn dies nicht wäre; so brauchte man sie sich weder häßlich noch schön vorzustellen. Das erstere wird nun wohl kein Mensch läugnen. Es ist nicht der Natur des Menschen gemäs, seine Seele, ohne die Verrückung zu besorgen, das ganze Leben hindurch mit einerley Gegenstand zu beschäftigen. Nicht einmal die Absicht Gottes mit der Schöpfung würde erreicht werden, wenn der Mensch sich bey der Betrachtung der Geschöpfe und der mancherley daraus entspringenden Verhältnisse gar nicht aufhalten, sondern nur unmittelbar immer an den Schöpfer denken wollte.

Alles dies rechtfertiget noch nicht den Gedanken an die Liebe. Ich bin aber dreiste genug, zu behaupten, daß eben das Denken an die Liebe den Unterschied zwischen Menschen und Thieren in diesem Stücke ausmache. Da keine Religion den Trieb zur Fortpflanzung aufheben kann; da auch die frommsten Menschen sich entweder verehlichen dürfen,
oder

oder sich verehlichtet haben; so ist offenbar, daß ihnen dieser Gegenstand zuweilen in Gedanken schwebt. Ihn als bloßen Instinkt in der Seele zu haben, würde sie zu Thieren erniedrigen. Sie werden ihn also wie geistige Wesen verfeinern, das heißt: *die Liebe mit allen feinem Empfindungen* oder *schön denken* müssen. Es giebt keinen Einwurf dagegen, wenn man nicht auf die zweien Auswege verfällt, die freylich alles abschneiden, entweder die Ehe und folglich alle Liebe als eine Unreinigkeit zu verwerfen, (die Ausflucht der Gnosticker und Mönche) oder ihre Vollstreckung zu einer gottesdienstlichen Handlung zu machen, (wie die Herrnhuter und überhaupt alle Mysticker). Auch unsere frömmsten und heiligsten Theologen haben am meisten gegen diesen Punct der Zinzendorfschen Gesetzgebung geschrieben, ohne zu bedenken, daß vielleicht dies das allerfeinste am ganzen System sey, wenigstens demselben am zuträglichsten: da alle andere sich eben dadurch in offenbare Widersprüche verwickeln.

Aber wenn man nun auch an die Liebe denken darf, muß man denn auch davon sprechen? Ich weiß nur dies: Da die beiden Geschlechter ihre Neigung einander müssen zu erkennen geben; da die Leidenschaft ganz nothwendig die Sprache aus der Brust hervortreibt, und Entzückungen am Ende in Worten ausströmen; so wird ganz gewiß eines dem andern in Worten den Antrag thun, und diese Worte können edel seyn, die Gedanken können feurig seyn, die Ordnung derselben kann bloß in Empfindungen gegründet seyn, kurz: der nothwendigste und unentbehrlichste Liebes-Antrag kan wohl gar eine Ode werden! und wahrhaftig, wenn er je geschehen darf; so sehe ich nicht, wo denn das Unglück herkömmt, wenn er schön wird, wenn er eine Ode wird? Gut! aber so bleibe er denn unter Zweyen? Dies ist nun auch wahr. Man müßte dann sagen, daß man besser thue, gute Muster andern vorzulegen, als jeden seinem eigenen Nachsinnen zu überlassen; daß unter den Menschen allezeit von Liebe werde gedichtet werden, und daß es jungen Gemüthern heilsamer sey, ihnen, da sie doch Bilder der

Lie-

Liebe suchen, mit Gratien und Liebes-Göttern, die eine nackte Venus mit Blumen bestreuen, vorzumalen, als sie der ersten besten Unfläterey auszusetzen.

— — torquet ab obscenis —

Laßt uns aufrichtig seyn, wenn *einmal* unter einer Nation der Geschmack lauter Liebes- und Traubenlieder zu verfertigen, oder wenigstens diese Gegenstände am meisten zu bearbeiten, überhand genommen hätte; so könnte man mit Recht behaupten, daß sie die Dichtkunst misbrauchte, und die Gemüther mit Bildern unaufhörlich zerstreute, die tausend andern mit Ehrfurcht weichen müssen. Wenn *Zweitens* unter eben dieser Nation die jungen Leute fast durchgehends ihre ersten Versuche in der Dichtkunst in dergleichen Bildern machten, dieselbe wie eine Art von Debauche trieben, und anstatt das nöthige zu lernen, ihre Zeit mit dem Lesen und Schreiben dergleichen Kleinigkeiten vertändelten; so wäre jeder Rector im Gewissen verbunden, sie dafür zu züchtigen, und der Canzler einer gewissen Universität müßte dafür gelobt werden, daß er seine Stipendiaten,
die

die anstatt ihrer Theologie nur anakreon-
tische Verse machten, und gar drucken
ließen, mit Hunger oder Fasten gestraft.
Wenn *drittens* schlüpfrige Stücke, die, an-
statt der Liebe, Wollust athmen, erschei-
nen; so würde zwar niemand ihre Par-
they nehmen, aber wohl ihre Verfasser,
wenn sie noch dazu verläumdet wären.

So viel mag genug seyn über eine Ma-
terie. Die übrige Einwendungen gegen
die schönen Wissenschaften sind nichts
anders, als der in christliche Ausdrücke
übersetzte Schluss des Muselmañs: „Was
„nicht Alkoran ist, verbrenne!“, *Was*
nicht Bibel ist, lerne nicht; was nicht Christus ist,
denke nicht.

Der Hr. v. M. beruft sich unter vie-
len guten Gedanken, die er über die
Brauchbarkeit des schönen Denkens an-
bringt, auch darauf, daß es längst von den
gelehrtesten Männern erwiesen sey, un-
sere heilige Schriftsteller giengen allen an-
dern auch an Schönheit ihrer Schriften
vor. Es ist wohl, so viel ich weiß, er-
wiesen, daß viele erhabene Stellen, die
in der H. Schrift vorkommen, ihres glei-
chen

chen nicht finden, aber dafs dieses durchaus von allen Verfassern der heiligen Bücher und von ihrer ganzen Schreibart wahr sey, wird wohl niemand für erwiesen ausgehen. Der Beschluß dieser Briefe ist mystisch, wie wir schon angeführet.

H.

Elfter Brief.

Nunmehr, mein Freund, habe ich eine Recension der Reliquien gesehen; ich lege sie hier abschriftlich bey. So begierig ich zeither auf alle Journale war, um die Meynungen der Gelehrten über dieses Buch einzuernden, so wenig ist meine Neubegierde befriedigt worden. Endlich finde ich in der neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften ein Urtheil, — ein Urtheil, das für mich eine seltsame Erscheinung ist. Der Herr Kreis-Ober-Steuereinnnehmer Weiß in Leipzig ist bekanntlich der Verfasser dieses Journals, ein Mann, den niemand noch zur Zeit in seinem Werke einiger Partheylichkeit beschuldigen kann, und der die, einem Kunstrichter so nöthige Tugend besitzt, in seinem Fache zu bleiben, und nichts zu

zu beurtheilen, was über seine Gränzen geht. Er ist also keiner von den leib-eigenen Journalisten des Hrn. v. M., er hat den Ruhm eines ehrlichen Mannes. Nun erstaunen Sie mit mir über seine Meynung von den *Reliquien*. Er zieht einige, und wie er selbst sagt, die allervorzüglichsten heraus. Wahrlich, an diesen kann ich das Gepräge eines Original-Genies nicht erkennen, und mich am allerwenigsten überreden, daß alle die folgenden Lobsprüche *im Ernst* aus der Feder des Herrn Weis geflossen sind. Ich traue dem Verfasser der N. B. nicht so viel Aberglauben zu, daß er an die wunderthätige Kraft dieser *Reliquien* glauben sollte. Der Hr. v. M. hat es für nöthig gefunden, sich, so viel möglich, alle Journalisten und Zeitungschreiber zu Freunden zu machen; man kann in Berlin leicht erfahren, wie sehr es ihm zu thun war, die Verfasser der Briefe, die neueste Litteratur betreffend, auf seiner Seite zu haben; man weiß, wie wenig es ihm gelungen ist, und kann aus der Antwort an den Herrn Inspector Ortman sehen, wie heuchlerisch er sich um die Freundschaft der Verfasser der allgemeinen Bibliothek-

bliothek bemühet. Ein rechtschaffener unpartheyischer Mann läßt sich freylich weder durch glänzende Anerbiethungen noch Lobsprüche täuschen; allein, wie viel haben wir, außer zweyen oder dreyen, unpartheyische Journale und gelehrte Zeitungen? Fänden wir nicht in den Schriften des Herrn Weis das Kennzeichen einer redlichen und unpartheyischen Denkungs-Art, so würden wir nach der Kenntniß, die wir von den M
Proceduren haben, gar leicht das Räthsel auflösen können. Wir wissen wohl, daß sich kein Zeitungschreiber besonderer Gaben zeitlicher Güter aus den geistlichen Händen eines frommen M . . . rühmen kann. Nein, seine Ehrbegierde und sein Geiz gränzen so nahe an einander, daß man nicht leicht einen Fall ausmachen kann, wo sie sich getrennt hätten. Die wahre Methode, sich diese Herren zu Freunden zu machen, mag wohl diese seyn: Er erkundigt sich genau nach ihren Umständen, und kommt alsdenn mit Anerbiethungen seiner Dienste und Anträgen wichtiger Ehrenstellen, von denen er oft weiß, daß sie der andere so wenig annehmen kann, als er sie, wenn es dar-
zu

zu kommt, zu verschaffen im Stande ist. Trift es sich einmal, daß sich einer, wider sein Verhoffen, einen Vorschlag gefallen läßt, so weiß er tausend Ausflüchte und unerwartete Zufälle hervor zu bringen; besonders hat er diesen Kunstgriff schon einigemal bey Journalisten anzuwenden gewußt, die eben nicht gar günstige Urtheile von seinen Schriften gefällt hatten. Der christliche Autor ohne Rache both dem Kunstrichter eine Verbesserung seiner Umstände, und alle nur mögliche Bereitwilligkeit zu allen nur möglichen Diensten an. Der Criticker wurde durch so viel Höflichkeit und unerwartete Güte beschämt, gerührt, und änderte seinen Ton. Hätte er ihm ins Herz sehen können?

Ich sage noch einmal, daß dieses hier nicht der Fall ist. Der Herr Kreis-Ober-Steuer-Einnehmer würde zwar, wenn er den v. M. nicht kennt, die Gewogenheit, die jener etwa für ihn hätte blicken lassen, mit Dank erkennen, sich aber nicht bewegen finden, Kleinigkeiten und verbrauchte Gedanken der Welt als Orackel-Sprüche anzupreisen. Er rechtfertigt
sich

sich selbst, wenn er in der Folge seine Meynung von einem grossen Theile dieser Reliquien aufrichtig und gründlich an Tag legt, und handelt als ein kluger Mann, daß er sich in die Beurtheilung der verläumderischen bösen Stellen dieses Buchs gar wenig einläßt.

Es ist inzwischen unter Varrentrappischen Verlag eine andere Beurtheilung der *Reliquien*, unter dem Titel: *Die Reliquien unter moralischer Quarantaine mit drey Anhängen*, zu Frankfurt am Mayn heraus gekommen, und führt zum Motto folgende Verse auf dem Titelblat:

Wenn wir Reliquien zu offenem Kauffe tragen

In unfreer aufgeklärten Zeit,

Was wird die Nachwelt von uns sagen?

Wir wären alle—hochgelehrt und hochgebenedeyt. }

nicht gescheid. }

Da sich der Herr Verfasser, welcher gewifs kein gemeines Genie verräth, die Mühe gegeben hat, den meisten Theil der Reliquien zu beleuchten, und besonders auch denen in der neuen Bibliothek so vorzüglich gerühmten Stellen ihr Recht wiederfahren läßt; so ersuche ich
k Sie,

Sie, diese merkwürdige Piece zu lesen. Der Verfasser ist ohne Zweifel auch der Autor der Anmerkungen und Repliquen über den deutschen National-Geist, und hat wahrscheinlich seine Ursachen, warum er nicht besser herausgehen will; er muß den Character des Hrn. v. M. . . aus Erfahrung und Umgange vollkommen kennen. Ich wünschte, daß er der Welt den Dienst leistete, und in einen völligen Detail des M. . . . Characters und seiner Geschichte gieng, er würde es vielleicht mit mehrerer Geschicklichkeit und Beredsamkeit thun können, als ich; Jedoch *Wahrheiten sind Wahrheiten*, sie erscheinen auch unter welcher Gestalt sie wollen. Da die Pharifäer und Schriftgelehrten die Wahrheit nicht predigen wollten, mußten es Layen, Fischer und Handwerks-Leute thun. Leben Sie wohl.

Neue Bibliothek der sch. Wissenschaften,

3 B. 1 St. S. 124.

Wir mögen diese Reliquien entweder als Ueberbleibsel ganzer schätzbaren Stücke, oder als einen Ueberschuß und ersparten Gewinn eines mit Weisheit wuchernden Mannes ansehen, so sind es alle-

lezeit angenehme Gefchenke für das Publicum. Der Torfo, oder ein fonft verftümmeltes Stück aus der griechifchen Kunftfchule, ift mehr werth, als hundert ausgearbeitete Werke der Kunft kraftlofer neuerer Bildhauer; fo wie auch ein Gedanke, der das Gepräge eines originalen Genies trägt, dem innern Gehalte nach, oft fchwerer als ganze Ballen voll leeren Gefchwätzes ift. Solche Gedanken find, nach dem Ausdrücke des Verfaßers, oft Ertzftufen, aus denen fich länger Drath ziehen läßt; das andere kann man mit Sand oder Schutt vergleichen, der höchstens zum Ausfüllen taugt. Wenn man den *Herrn* und *Diener*, oder die *Beherzigungen* gelefen; fo wird man nicht nach dem Verfaßer fragen, und wenn man diefen kennt; fo weiß man fchon im voraus, daß man nicht felten neue und glänzende Gedanken, nicht gemeine Einfichten in den Händeln der Welt, eine feine Kenntniß des menfchlichen Herzens, einen patriotifchen Eifer für das Beſte des Vaterlandes, und der Menfchen, einen gerechten Unwillen gegen das Lafter, eine edle und faſt furchtbare Dreiftigkeit, die Wahrheit zu fagen, und einen

körnichten Ausdruck erwarten darf; und wenn diese Reliquien mehr Wunder, als alle Gebeine der Heiligen, thäten, so würden wir uns nicht wundern. Die wunderthätige Kraft von diesen, sagt der Herr Verfasser in der Vorrede, haftet bey dem, so daran glaubet. Wir wünschen, daß viele an diese glauben möchten, und wir würden eine gute Wirkung erwarten. Nur Schade! daß das erstere so wenig zu hoffen ist.

Der Inhalt des Buchs ist dem Titel angemessen. Der Herr V. schränket sich nicht auf gewisse Materien ein: der Aberglaube, Belohnungen, der Betrüger, Bücherpolizey, der Christ, der christliche Staatsmann, Dienertreue, Ehrgeiz, der ehrliche Mann, der Enthusiasmus, die Freystaaten, die Geduld, der Geist des Jahrhunderts, Geist einer Nation, von Geschäften, Glück der Großen, von der göttlichen Regierung, grose Handlungen, der grose Mann, Fragmente von dem Beruf großer Männer, Herrendank, Herrendienste, Herrengnade, der Hof, die Jagd, der Krieg, Landstände, Liebe der Unterthanen, Lob, Ruhm, der Mensch, die

die Menschenliebe eines irreligiösen Cam-
meralisten, Minister und Rätthe, characte-
ristische Züge eines christlichen Ministers,
von den Moden in der Politick, morali-
scher Fall, nachgebohrne Herren, Narren,
obrigkeitlicher Stand, Paradetugenden
der grossen Welt, Patriotismus, Philoso-
phen, der Prediger, Rang, Regenten, Re-
gierung, Reisen, Religion, Verbindung
der Religion mit dem Staate, Religions-
Spötter, schöner Geist, der Schriftsteller,
Schulden, von Segen und Fluch über ein
Haus und Land, Sittenlehre, Toleranz,
der Tyrann, das Vaterland, Verdienste,
Vermögen, Verstand und Witz, Voltaire,
Vorsätze und Projecte, Hofnungen und
Wünsche, göttliche Vorsehung, Vorur-
theile, Ungerechtigkeiten, der unglaubliche
Fürst, Wahrheit —. Dies ist das weit-
läuftige Verzeichniss der darinnen ent-
haltenen Materien, wo sich der Verfas-
ser über die eine mehr oder weniger
ausbreitet. Seine Sätze sind eben so we-
nig in einer Ordnung vorgetragen; er
wirft seine Gedanken hin, und es geht
ihm, wie einem, der allerhand Sorten
Geldes aus dem Schubfack zieht, goldne,
silberne, mit Kupfer versetzte, und auch

wohl ganze kupferne. Wenn uns dieser Mann, wie er sie aus der Tasche zieht, damit ein Geschenk machet; so hat man immer groſſe Urfache, ihm dafür zu danken; die Wahl ſteht alſdenn bey uns, was wir davon behalten oder wegwerfen wollen. Wir wollen ohne Umſchweife reden: unter vortreflichen Gedanken, unter Gedanken, die, wenn ſie auch nicht neu ſind, doch durch den Vortrag neu ſcheinen, weiſen und guten Vorſchlägen, artigen Anecdoten, wohl angewandten Erfahrungen, findet ſich auch viel mittelmäſſiges, ungeprüftes, ungewiſſes, wiederholtes, zweydeutiges, auch wohl unverſtändliches.

Zur Probe ſeines Vortrags wollen wir einige Gedanken auszeichnen: “ Wahre
“ Treue und Leichtſinn ſind nie beyſammen, ächte Treue und Eigenſinn ſehr
“ oft. Alles Eiſen läßt ſich ſchmelzen,
“ aber nicht alles zu Stahl machen. Die
“ Gränze, wo Treue und Eigenſinn an
“ einander ſtoſſen, läßt ſich nur bey jedem einzelnen Falle richtig beſtimmen.
“ Jede Nation hat ihre groſſe Triebfeder.
“ In Deutschland iſts Gehorſam, in England
“ land

„land Freyheit, in Holland die Hand-
 „lung, in Frankreich die Ehre des Kö-
 „nigs, in Dännemark die Liebe der Unter-
 „thanen, in Schweden Patriotismus ver-
 „setzt mit Cabalen, in Pohlen Freyheit
 „der Stimmen, in der Schweitz Liebe zur
 „Ruhe, in Rußland Furcht und Zwang.
 Es gehören groſſe Hauptveränderungen
 dazu, um die ganze Richtung der Den-
 kungsart anders zu ſtimmen.

„Wie ehrwürdig iſt ein groſſer Mann
 „im Glücke! Er gleicht der prächtigen
 „Bildſäule, die in einer gangbaren Straſſe
 „eingestürzt iſt; man nimmt einen Um-
 „weg um ſie herum, um ſie auch nach
 „ihrem Fall nicht zu beſchädigen.

„Das Daſeyn eines groſſen Geiſtes
 „wird nur von Kennern erkannt. Ein
 „englischer Matroſe trug den berühmten
 „Diamant, Pitt, lange bey ſich, und
 „ſchlug Feuer daran, bis er in die Hand
 „des Mannes kam, der beym erſten Blick
 „in dem Kieſel den Edelſtein erkannte.

„Ein jedes Genie kann dem Römer
 „nachſagen: Gebt mir ſo viel Gebieth, als
 „meine Kühhaut bedecken kann.

“Die Liebe der Fürsten ist so heifs, dafs
“sie die, welche sich ihr zu sehr nähern,
“leicht zu Asche verbrennt.

“Die Wahrheit darf nicht ohne Ge-
“wand erscheinen: sie läßt sich auch
“gefallen; nur ohne Schloß vor dem
“Munde und ohne Brille auf der Nase.

“Die Einfalt, diese Gutheit des Herzens,
“da man eine rechtmäfsig geglaubte
“Handlung begeht, ohne ihre Folgen zu
“überdenken, ist der stärkste Grund der
“Bevölkerung. Wenn alle Leute mit
“Ueberlegung heurathen sollten, halb Eu-
“ropa würde aussterben.

“Der verstorbene Fürst von Oettingen,
“ein trefflicher Regent, nahm keinem sei-
“ner Rätthe einen Eid ab; er gieng mit
“ihnen ans Fenster, erinnerte sie an ihre
“Pflichten, versicherte sie seiner Liebe,
“Dankbarkeit, Vertrauens und Vorforge,
“und wies ihnen denn aus dem Schlosse
“den sichtbaren Galgen. Kein Herr
“wurde treuer und redlicher bedient,
“als er. Eine solche Verpflichtung auf
“den Galgen sollte bey vielen mehr wir-
“ken, als der Eid aufs Evangelium.

“Wem

“Wem seine Ruhe lieb ist, der suche
 “doch nie der Vertraute von Fürsten zu
 “werden. Es ist ein grosses Capital, sich
 “ohne Verantwortung schlafen zu le-
 “gen etc. etc.”

Doch wir wollen es lieber unsern Le-
 fern überlassen, die trefflichen Gedanken
 selbst einzuerndten; wir führen auch die-
 se nicht eben als die allervorzüglichsten
 an; ein jeder kann darinnen einen eigen-
 thümlichen Geschmack haben. Will man
 gute Vorschläge lesen, z. E. wie fleissige
 und treue Bedienten in einem Lande am
 besten zu belohnen wären, so schlage
 man die 14 S. nach. Auf der 23. findet
 man Gedanken über eine wohl einzurich-
 tende Bücherpolizey; Auf der 243. wie
 man nachgebohrne Herren auf eine gute
 Art versorgen könne. Kurz, überall zeigt
 sich ein Verfasser, der Genie, Erfahrung
 und die besten Absichten hat. Ob er sich
 allezeit gleich bleibt, das ist eine andere
 Frage. Wir haben schon das Gleichnis
 von der Münze gegeben. Wenn man z.
 E. liest: “Es giebt gebohrne ehrliche
 “Leute, und gebohrne Spitzbuben. Car-
 “touche war ein niederträchtiger Betrü-
 k 5 “ger;

“ger; es giebt auch dergleichen Mini-
“sters —. Man muß sich nie reuen laf-
“fen, auch heimlichen Feinden wohl zu
“thun. Zulezt überwindet man doch —.
“Die faulsten, schlechtesten und un-
“tüchtigsten Diener, sind gemeiniglich
“auch die undankbarsten —. Vieles kann
“man mit dem Laufe der Welt entschul-
“digen, das vor dem Richterstuhl Got-
“tes und des Gewissens unrecht ist —. Es
“giebt Diener eines Herrn, die so treu
“find, wie ein Hund; sie bellen und beis-
“sen alles, was sich ihnen nähert, es mag
“Freund oder Feind von ihnen seyn —.
“Man muß sich nie selbst wegwerfen —.
“Die Diener großer Herren könnten
“gleichnißweise wohl so eingetheilt wer-
“den: menschliche Esel, Maulthiere zum
“tragen mit schönen Decken, Karren-
“pferde u. s. w. — Eine einzige Hand-
“lung ist zuweilen fähig, seinen Ruhm
“zu begründen — „. Dergleichen Sprü-
che, deren es noch sehr viele giebt, sind
weder neu, noch vorzüglich schön ge-
sagt, noch Körner, die man, nach dem
Ausdrucke des Verfassers, mit Freuden
erndten mag.

Von einer groffen Menge kann man auch fagen, dafs fie viel zu unbestimmt find. Sie scheinen von keinem weitem Nutzen zu feyn, als dafs fie eine Lücke ausfüllen. Wenn man liest: „Das Glück
„mancher Geschäfte hängt lediglich von
„der Langsamkeit ihrer Behandlung ab,
„das Glück mancher andern von der äuf-
„fersten Geschwindigkeit;“, So weifs dies wohl ein jeder; aber Geschäfte von dieser Eigenschaft anzugeben, war eher der Untersuchung werth. — „Wie glücklich
„lich ist ein Unwissender, beynahe durch
„alle Stände des Lebens.“, Ein Satz, der auf diese Art der Moral, der Politick und der Wissenschaft wohl nicht vortheilhaft feyn kann, und für die Faulen die liebste Sittenlehre feyn möchte. Was sagt der Herr V. unter dem Titel: „Schöner Geist? wo wir die wichtigsten Anmerkungen erwarteten. „Viele, ich will nicht sa-
„gen, die meisten unserer schönen Gei-
„ster kommen mir vor, wie die französische und sächsische Modefarben, sie fal-
„len überaus lieblich ins Auge, sie schief-
„fen aber desto geschwinder ab, und daß
„sind sie ungleich häßlicher, als die ge-
„mein-

“meinsten Farben. Sie sind nichts we-
“niger als auf die Dauer, Regen und Son-
“nenschein schaden ihnen fast in gleicher
“Maasse.” Wenn die schönen Geister
wirklich *schöne Geister* sind, so müssen sie
Farbe halten, sonst sind sie es nicht; ist
aber die Farbe falsch, so werden sich die
Kenner nicht irre machen lassen, und sie
für schön halten. Hätte der Herr V. ge-
wisse Modeschriststeller angegeben, und
die Farbe angezeigt, so würde man sehen,
in wie ferne die Vergleichung statt fän-
de. Die folgende Stelle, die gewiss härter
klingt, als sie der edelgesinnte Herr V. ge-
meynt hat, hätten wir gern überschlagen
mögen, weil sie unserm Herzen wehege-
than. “Die Großen, sagt der Herr Ver-
“fasser, betrügen sich unter einander, ih-
“re Ministers, Lieblinge und Untertha-
“nen, u. s. w.” Die dem Herrn Profef-
sor Gellert darinnen schuld gegebene
Eitelkeit, widerlegt zwar sein allgemein
bekannter moralischer Character, der
selbst seinem wohlverdienten Ruhme, den
er nicht erst durch solche kleine Erzäh-
lungen zu erkaufen brauchet, bey jeder
Gelegenheit auszuweichen suchet, und
vielleicht könnten wir ihn, nach dem,
was

was uns von den Hauptumständen dieser kleinen Geschichte bekannt ist, gegen den Vorwurf, *dass in diesem Briefe auch ein bisgen gelogen war*, gar rechtfertigen. Allein, da wir zuversichtlich wissen, wie viel Unruhe und Bekümmerniß die unbillige Bekanntmachung dieses vorerwähnten Briefes ihm gekostet, wie viel Sorge ihm der Gedanke gemachet, daß der rechtschaffene Lieutenant, der zum Inhalte dieses Briefs Gelegenheit gegeben, dadurch könnte beleidiget worden seyn; so fürchten wir, daß eine solche Vertheidigung ihm unangenehmer, als diese Stelle selbst, und der darinnen befindliche Vorwurf seyn möchte. Uns dünckt, daß ein vertrauter scherzhafter Brief an eine Privatperson, der für sie allein, und sonst für niemand in der Welt, und auch an jene nur zur Unterhaltung und Ermunterung in ihrer Krankheit geschrieben war, nicht mit den Augen müsse gelesen werden, als man ihn zu lesen berechtiget wäre, wenn ihn der Prof. entweder mit seiner Einwilligung, oder unter seinem Namen der welt im Drucke vorgelegt hätte. Doch wir haben keinen Auftrag zur Vertheidigung, nur können wir es nicht gleichgültig er-
tra-

tragen, wenn wahre ſchöne Geiſter, die dem Witze durch ihr Herz Ehre machen, auch nur zufälliger Weiſe verdächtig gemacht werden.

Was der Herr V. mit einer heroifchen Freymüthigkeit von vielen Großen der Welt, von den Höfen und ihren Dienern ſagt, und welches den größten Theil des Buchs ausmachet, wagen wir nicht zu beurtheilen, da die Politick unſer Feld nicht iſt. So viel aber können wir wohl behaupten, daß wir hin und wieder Feuerfunken wahrnehmen, die manchen ins Herz brennen möchten, wenn ſie ſich ihm zu nahe wagen ſollten.

Zwölfter Brief.

Noch einen Brief müſſen Sie von mir annehmen, wenn es noch ihr Ernst iſt, meine Briefe drucken zu laſſen. Ich will ihre Geduld nicht mehr mit den Reliquien mißbrauchen. Nein! ſo viel ich Ihnen noch darüber ſagen konnte, ſo will ich doch inne halten; Da ich höre, daß ſich Leute an dieſem Gegenſtand wagen, die ihm beſſer gewachſen ſind. Einige neue Anectoden, die ich erfahren habe, geben mir Stof, etwas von einem Werke,
das

das nicht weniger erbaulich ist, zu gedenken. Es ist das Büchlein, dessen ich schon etlichemal gedacht habe: *Was ist gut kaiserlich und nicht gut kaiserlich?* Eigentlich sollte es heißen, wer ist gut kaiserlich etc. etc. Wenn man aber alle Solöcismen und Barbarismen in M. . . Schriften rügen wollte, da hätte man viel zu thun. Das Buch ist eigentlich nichts, als eine Dankfagung für die Aufnahme des Verfassers in Wien. Wer danket, will mehr haben. Ich habe es schon mehrmals gesagt, daß bey dem Könige von Preussen, Colossen, Welten, Sonnen und Gedankenfeste nichts erobern können. Er hält den Kaiser für dankbarer. Man sagt, er habe sich nicht betrogen; man redet von einer Pension, und andern Gnadenbezeugungen; man will so gar mit mathematischen Schlüssen darthun, daß diese Gaben keine Vergeltung der schriftstellerischen Complimenten des v. M., sondern anderer Dienste, die eben nicht das Interesse seines Herrn zum Vorwurf haben, seyn sollen; allein so gewiss ich weis, daß der v. M. zu allem fähig ist, so wenig glaube ich doch, von der andern Seite, eine solche Herablassung. Allein, das ist alles
das

das nicht, was ich Ihnen sagen will. Die Rede ist von dem Buche: *Was ist gut kaiserlich und nicht gut kaiserlich?* Die Einrichtung ist nach dem bekannten Esprit des loix des Herrn von Montesquieu. Gewiss Virgil, wenn er auferstünde, konnte nicht mehr über Schwarzen, seinen Uebersetzer, lachen, als Montesquieu über seinen Nachahmer. Kurze Abfätze und Ueberschriften, das ist alles, was er von ihm erreicht hat. Er bleibt, wie Montesquieu, Original, nur mit dem Unterschiede, dafs, wo der letztere im Cabinet steht, M. . . Zeichnungen höchstens nur zu einer Spanischen Wand gebraucht werden können. Seine Ueberschriften kommen mir vor, wie die neugemalten Schilder, die an schlechten Wirthshäusern hängen. Viele geben einen wichtigen Gegenstand an, und enthalten nichts in sich. Erzwungenes Lob auf ein oder den andern Oesterreichischen Kaiser, von Carl bis auf Friedrich den Dritten, soll uns oft für gute Gedanken schadlos halten, und das gienge noch an. Lob schadet nicht: allein Impertinenzen gegen deutsche Fürsten, den grossen Friedrich Wilhelm selbst nicht ausgenommen, verrathen das böse Herz eines M. Das Buch ist ganz in seinem Tone geschrieben, das mystisch pretiöse, das bäurisch zierliche und die Sprüchwörter, woran er reicher als Sancho Panza ist,

ist, die Blümchen müssen hier, wie in seinen andern Schriften, die Schönheit der Schreibart ausmachen. Die Gedanken führen das wahre Gepräge seines Characters. Man findet überall Merkmale seiner Eigenliebe, seiner Schmähsucht, seiner Heucheley und Undankbarkeit. Um sich davon zu überzeugen, darf man nur den 34 §. lesen. Er redet da von der verstorbenen Frau Gräfin von Rödelheim, und dem Herrn Grafen von Erbach auf eine Art, die seinem Herzen wenig Ehre macht. Ein Mann, der ganz Gefühl der Religion und Tugend seyn will, behauptet seinen angenommenen Character schlecht, wenn er Personen, denen er Ehrfurcht und Dank schuldig ist, lächerlich zu machen sucht. Ich will nichts davon sagen, daß seine Satire an dieser Stelle pöbelhaft und ihre Wendung platt und abgenutzt ist, das kann man frostigen Witzlingen wohl verzeihen; aber die Sache selbst ist falsch. Jedermann weiß, daß die Frau Gräfin von Rödelheim nichts weniger, als den lächerlichen Stolz, dessen Sie M. . beschuldiget, befaß; er selbst, dem Sie viele Wohlthaten erwiesen hat, müßte einen Zeugen davon abgeben, wenn er noch einen Funken der Dankbarkeit hätte, und daß Sie dem kaiserlichen Hof gänzlich ergeben war, wissen noch alle, und besonders die Oesterreichischen Ministers, die sie im vorigen Kriege gekannt haben. Der König von Preussen ist der Afterlehnsherr ihres Limburgischen Landes Antheils. Konnte Sie Ihm Leute aus diesem Lande zu Soldaten versagen? — — Die seltsame Eitelkeit, die er dieser Dame beylegt, ist eine ungezogene Beschuldigung, die,

wenn man sie mit denen Wohlthaten vergleicht, die er so übel vergilt, ihrem Verfasser nur Verachtung und Abscheu zuziehen. Mit dem Grafen von Erbach verhält es sich eben so. Sollte dieser Herr wohl keine andere, als eine so lächerliche und unnütze Art gewußt haben, seine Ergebenheit gegen das Haus Oesterreich zu bezeugen? Ich werde mich hüten, den v. M. . mit jedem ehrlichen Mann in Vergleichung zu stellen, geschweige denn mit Personen, denen man wegen ihres Standes und ihrer Tugenden Ehrfurcht schuldig ist; allein da hier doch einmal die Rede von der Eitelkeit ist, so möchte ich wohl untersuchen, ob die beyden Anectoden, wenn sie wirklich wahr wären, nur an die geringste, die man von M. . weiß, reichte? Ich weiß wohl, daß seine Handlungen mehr Bauernstolz als civile Eitelkeit verrathen. Man merkt es an seiner Kleidung; Ich muß mich allezeit seiner mit schönen Decken belegten Maulesel aus den Reliquien erinnern, wenn ich ihn sehe. Er, der die Hälfte seines Lebens mit einem runden Perückchen und grauen Rocke durchwandert ist, kann sich noch diese Stunde in das Glück, seidne Kleider zu tragen, nicht recht finden. Sein Geschmack verräth es, den Stoff, den er zum Kleide nimmt, würde ein anderer zu Tapeten brauchen. Kein Wunder! Die Herren Kaufleute in Frankfurt sehnen sich nicht darnach, ihm Waaren zu liefern. Sein Geitz erlaubt es nicht, eine Rechnung unter drey Jahren zu bezahlen. Allein das gehört wo anders hin. Sie wissen, mein Freund, daß ich gerne ausschweife. — Von der Eitelkeit — was kann

kann wohl unverschämter seyn, als wann M . . von seiner Zurückkunft von Wien den Herrnhutischen Brüdern erzählt: *Er habe siebenmal mit dem Kaiser gespeist.* Hier hat er seinen Gedächtniskasten nicht bey sich gehabt, ja, hier haben ihn so gar seine Sprüchwörter verlassen, sonst hätte er ein paar mal mehr oder weniger gelogen; Denn, *wer von Sieben redet, lügt:* Die Gefandten der grössten Souverains werden zu Wien niemals an die kaiserliche Tafel gezogen, wo wird man denn einen M . . hinfetzen, der daselbst am Rande des *Nichts* steht? Wann es wahr ist, was er weiter erzählt, nemlich: dass ihm die verwittibte Kaiserin Königin versichert habe: *es sey ihr lieb, ihn kennen zu lernen;* so verräthet zum wenigsten das Vergnügen, es so oft zu erzählen, eine Eitelkeit, die die Creuzgemeinde ihrem lieben Bruder nicht so geschwind verzeihen sollte; es sind aber in der That auch in dieser Gemeinde kluge Leute, die nicht alle seine Fratzen glauben, zumal wann er auch mit vieler Aufblähung erzählt hat: Die Kaiserin Königin habe ihn auch und zwar in Oesterreichischer Mundart gefragt: *Woas! koamts es a noach Wieen, ebrliche Leut zu suechen?* Wie schwach muss man seyn, in solchen Dingen eine Ehre zu suchen. Doch denken Sie deswegen nicht, dass M . . in allem so irrige Begriffe von der Ehre hätte. Er hat in Wien eine Avantüre gehabt, die sich ein jeder junger Herr an seiner Stelle für eine Ehre geschätzt haben würde, und die er als ein über allen eiteln Ruhm erhabener Mann bescheiden verschwiegen hat. Sie verstehen mich doch, von mel-

cher Gattung Ehre ich rede? — Ja, mein Freund, unser M. . . hat eine Eroberung gemacht — . Wie, werden Sie ausrufen, ein Mann, der von nichts als Selbstverläugnung redet — ist es denn so auſſerordentlich, daß ein ſolcher Mann bisweilen die verdorbenen Triebe des Fleiſches empfindet? Genug, er ſeufzte dieſſmal um etwas anders als das Lämmlein, ſeine Seufzer wurden erhöret, und ein nächtlicher Beſuch ſollte ſeine Wünſche krönen. — Aber kaum iſt der verliebte Ritter in dem Zimmer der Dame, ſo erwecket ein feindſeliger Geiſt den nebenschlaffenden Bedienten, — er kommt, und eine ſpaniſche Wand muß den Verfaſſer der Reliquien vor ſeinen Blicken verbergen. Ich könnte Ihnen noch eine Menge Fehler aus der Schrift: *Was iſt gut kaiſerlich?* anzeigen, wann ich Ihre Geduld ermüden und lange Briefe ſchreiben wollte. Ueberall ſind hiſtoriſche Unrichtigkeiten, falſche übereilte Urtheile, und boshafte Züge, man entdecket durch das ganze Buch den Contrast, in den ſeinen Verfaſſer unedle Abſichten, Leidenschaften und Eigendünkel verwickeln.

Erlauben Sie, daß ich, da ich itzo meinen Briefwechſel über dieſe Materie ſchlieſſe, noch eine Anmerkung wiederhole. Der Beyfall des Publicums iſt eine ſehr zweydeutige Ehre. Oefters erhält ihn ein ſehr mittelmäßiger Autor, wie der Unſrige, durch eine Art von Täuſcherey (illusion). Der Vernünftige ſchweigt ſtill, und läßt kleinere Geiſter in ihrem Irrthum, und dieſe lernen ihn auch endlich einſehen. Das ſchlimmſte

ste ist, daß so ein kurzer vorübergehender Beyfall den schlechten Schriftsteller aufblähet. Zuerst wagt er sich mit Zittern ans Licht, nach und nach wird er kühner, und endlich so unverschämt, daß er die Welt mit allen Arten von Misgeburten überschwemmt. So bekamen wir, nach dem *Herrn und Diener, die Beherzigungen, die Reliquien, den National-Geist*, den Wust von so genannten *kleinen Schriften* und nebst mehrern auch das unvergängliche Werk, das ich hier vor mir habe. Endlich erwacht die Wahrheit, und befiehlt der Critick, dem Scribler die Larve des Christen, des Staatsmannes, des Philosophen und schönen Geists vom Gesichte zu reißen. Er, welcher in anonymen Briefen allen seinen Witz angewendet, Personen, die ihn verachten, weit über ihn sind, und sich mit freyem Angesichte der ganzen Welt darstellen, als Cammerdiener auszuziehen, wird vom Kanzleyeschreiber, oder, wie er selbst mit vielem Nachdruck sagt, vom *Kanzleyeser* bis zum Kreisgesandten ausgezogen. Der Thor erscheint in seiner natürlichen Gestalt, und der grose Mann ist nicht mehr. Andere Grose und ehrliche Leute, denen er Sottisen hat sagen wollen, bleiben, nach seinem eigenen Auspruch, nach geendigter Komoedie, die sie sind, und er bleibt der Harlequin. Möchte er doch an dem in den *Romanzen* ein Exempel nehmen

Der gieng zumal bey feister Hand,
Und bey noch feisterem Verstand,
Er gieng und starb als Papierschmierer.

Ich bin so lang ich lebe etc. etc.

Nach-

Nachschrift.

So eben erfahre ich zweyerley Neuigkeiten von unserm politischen Helden. Er soll den Reichshofrathstitel erhalten und der Hessischen Dienste in Gnaden entlassen worden seyn; zwey Nachrichten, die das, was ich von ihm gesagt habe, vollkommen bestärken, und Sie überzeugen müssen, daß die Schilderung, welche ich von ihm gemacht habe, nach dem Leben ist. Gestehen Sie aber zugleich, daß der Mann seine Rolle vortrefflich gespielt hat. Die Anfälle, welche bisher auf seine schriftstellerische Grösse waren gethan worden, weisagten ihm nicht viel Gutes für die Zukunft. Er sahe von allen Seiten eine Menge Recensionen und Criticken wider sich aufstehen. Was thut er? Er suchet in einem blendenden Titel einen Schild wider diese Angriffe. Dann so frech werden doch die Kunst-richter nicht seyn, einen Mann anzugreifen, der den Reichshofrathstitel führet — . Doch das ist nicht der einzige Vortheil. Diese besondere Gnade des Kaiserlichen Hofes muß nothwendig den Verdacht des Kasselischen gegen ihn vermehren, ein Verdacht, der leicht seine Entlassung nach sich ziehen kann, wie man dann schon wirklich sagt, daß dieses geschehen sey: wird aber wohl der Kaiser, dieser großmüthige und gütige Herr, wird der wohl zugeben, daß ein so rechtschaffener Mann, wie M. . ., das Opfer einer uneigennützigten Ergebenheit für das Haus Oesterreich werde? Und wird nicht eine wirkliche Reichshofrathsstelle, oder wenigstens ei-

eine Pension die Belohnung dieses Eifers seyn? Ich müßte einen M . . sehr wenig kennen, wann ich mich in dieser Muthmassungen irrete. Könnte wohl die, durch den Tod des theuren Herrn von V. erledigte Stelle würdiger besetzt werden, als durch ihn? Ja, er verdienet, diesen Platz in dem heiligen Tempel der Deutschen Themis einzunehmen. Welcher glückliche Fund ist dieses nicht? Hier kann man ausrufen, wie jenes französische Mädchen zu seiner Mutter: Quel bonheur, ma Mere, ma main a pris une grosse mouche! Sollte man nicht denken, ich hätte, wie M. . einen Gedächtniskasten, voller Sentenzen und Sprichwörter? Doch, ernsthaft von der Sache zu reden, wer weiß zu was für Ehrenstellen unser Held noch bestimmet ist. Vielleicht wird er noch Kammerpräsident, oder Minister der Finanzen, und handelt ins Grose? Doch wird er alsdann hoffentlich seine itzige Principalen, die Herrenhuther und Cronenburger Bauern nicht vergessen, und sie ferner unterstützen; aber freilich wird er ihnen seinen Rath nur stückweise bey Pfunden und Ellen zumessen. Könnte man nicht bey M. . Glücke eben die Frage thun, die Jakob, der glücklich gewordene französische Bauer, so oft an sich selber that: qui conduisoit Jacob au pout neuf? Welches der Ort war, wo sein Glück anfieng. Wer führete M. . so geschwind von einer Ehrenstelle zur andern? Der Zufall, werden Sie mir antworten; allerdings ist es so, das Glücksrad rollet so wohl über sumpfichte Gegenden, Dornen und Sträuche, als über Fluren und Blumenbeeten; es nimmt also eben

so wohl eine Klette, als eine Rose, mit sich fort,
und schleppet sie in seinen Cirkel herum. Doch
ich kann Ihnen eine eigentlichere Ursache seines
Wachsthumes angeben, einen Zeitpunct, vor wel-
chem er, als ein kleiner Kahn auf dem politischen
Meere, hinter allen Schiffen demüthig herschwam,
es ist sonst nichts zuzuschreiben, als

Dem Tod von einer alten Frau,

Die für ein Stift testirte;

Das war die Staffel in dem Bau,

Die ihn zum Glücke führte.

Seht! M . . selbst verwandelt sich,

Der fromme Mann wird kaiserlich.

Auf Stelzen geht er nun herum,

Wie hat er sich erhoben!

Der Charlatan im Christenthum —

Allein sind die zu loben,

Die einem Kreuzluftvögelein,

Anstatt Verachtung, Ruhm verleihn?

Verstand, wie bist du doch so rar

In unsern hellen Zeiten!

Wer zweifelt, es sey dieses wahr,

Seh M . . nur vom weiten:

Wann er noch Stephansritter heisst,

So fehlt ihm nichts zum grossen Geist.

Staatliche Bibliothek

Regensburg





Briefe die Reliquien und deren Verfasser betreffend

Hamburg ; Leipzig 1767

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Germ.4068

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11091559-7

VD18 11727470-004